

III.

Geflügelte Worte aus deutschen Schriftstellern.

Dem 13. Jahrhundert gehört

Neue Besen kehren gut

an, was zuerst in **Freidanks** „Bescheidenheit“ (W. Grimms Freidank, 2. Ausg., Gött. 1860, 50, 12) in der Form vorkommt:

Der niuwe beseme kert vil wol
ê daz er stoubes werde vol.

(Der neue Besen kehrt sehr wohl,
Eh' dass er Staubes werde voll.) —

Den Mantel nach dem Winde kehren

findet sich zuerst in **Gottfried von Strassburgs** (um 1215) „Tristan und Isolt“ (10430, hrsg. v. Bechstein, Lpz. 1869) in der Form:

man sol den mantel këren,
als ie die winde sint gewant.

Ähnlich sagt schon der junge **Spervogel** (gegen Ende des 12. Jahrh.; Bartsch, „Deutsche Liederdichter“, 2. Aufl., Stuttg. 1879, XVI, 43):

man sol den mantel këren als daz weter gât;
und Freidank (115, 2):

ein man den nüschel (d. i. die den Mantel festhaltende Spange) kêret

als in daz weter lêret.

(Vgl. Borchardt-Wustmann S. 316.) —

Aus dem „Sachsenspiegel“ (1219—1233) **Eike von Repkows**, eines Schöffen aus der Nähe von Magdeburg, stammt:

Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.

Es lautet bei Homeyer („Des Sachsenspiegels erster Teil oder das Sächsische Landrecht nach der Berliner Handschrift von 1369“, 3. Ausg., Berlin 1861, 2. Buch, Artikel 59, § 4): „Die ok irst to der molen kumt, die sal erst malen“. —

Wer seinen Kindern giebt das Brot
Und leidet nachmals selber Not,
Den soll man schlagen mit der Keule tot,

befindet sich an manchem Stadtthore Norddeutschlands neben einer aufgehängten Keule angebracht. Dieser Spruch ist einer Erzählung des **Rüdiger von Hünchhoven** entnommen, der in Urkunden 1290—1293 erscheint (Herrigs Archiv 7, 340). Sie heisst „Der Schlägel“ und lautet also: „Ein alter Mann, der sein ganzes Vermögen seinen Kindern überlassen hat, die ihn nun schlecht behandeln, weiss in ihnen den Glauben zu erwecken, dass er noch einen Schatz zurückbehalten habe, worauf sie ihn wieder in Ehren halten. Nach seinem Tode finden aber die Kinder in der vermeintlichen Schatzkiste nichts als einen Schlägel mit der Beischrift, dass man einem jeden, der seine ganze Habe seinen Kindern übergiebt und infolgedessen in Not und Elend lebt, mit diesem Schlägel das Gehirn einschlagen müsse“.

(„Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte“ von Graf Mailáth und Köf-finger, S. 155, und von der Hagens „Gesamtabenteuer“ 49, vgl. auch

„Meister Stephans Schachbuch“, ein mittelniederdeutsches Gedicht des 14. Jahrhunderts, hrsg. von W. Schlüter 1889—90, V. 4730—4881.) Nach Thiele „Danmarks Folkesagn“, 1, 107 wird in Dänemark diese Geschichte von Oluf Bagger in Odense unter Friedrich II. (1559—1588) erzählt. —

Die Welt will betrogen sein

steht in der Form „die wellt die will betrogen syn“ in Sebastian **Brants** (1458—1521) 1494 erschienenem „Narrenschiff“ (Ausz. Zarncke, S. 65, Sp. 1). Man führt es oft in der lateinischen Form an:

Mundus vult decipi.

So heisst es schon in Sebast. Franks 1533 erschienenen „Paradoxa“, No. 236 (247): „Die Welt will betrogen und belogen sein und nur mit Wahn geöffit und regiert werden, wie jener Mönch sagt, der für sein Thema hält:

Mundus vult decipi
darumb bin ich hie,

dem man zu Lohn alle Säcke voll stiess“. Hierin sieht Weinkauff (Birlingers „Alemannia“, VI, 1. S. 48 u. 49) die Grundlage von

Mundus vult decipi, ergo decipiatur

(Die Welt will betrogen sein, darum sei sie betrogen), während Thuanus (Beh. 12, anno 1556) dies lateinische Wort auf den päpstlichen Legaten Caraffa (späteren Papst Paul IV., † 1559) zurückführt. —

Grobian

ist auch ein Wort Sebastian Brants aus dem „Narrenschiff“ (Zarncke, S. 71 u. 72). Er spricht dort von einem „neuen Heiligen, Grobian geheissen“, den er weiterhin „Sankt Grobian“ nennt. —

Hanswurst

findet sich zum ersten Male in der Form Hans Worst in der niederdeutschen Übersetzung von Sebastian Brants

„Narrenschiff“ (Rostock 1519, No. 76, 83, Ausg. Zarncke, S. 75, Sp. 2).

Bei Brant selbst steht hans myst. Hans Mist ist auch der Name eines Bauern in einem Fastnachtspiele des 15. Jahrh. (Keller I, S. 342). Hans Worst wiederholt sich bei Luther in der „Vermahnung an die Geistlichen, versammelt auf dem Reichstag zu Augsburg“, 1530, im Abschnitte „Vom ehelosen Stande“; in der Predigt über die „Auferstehung der Toten“, B. 19, 133; in „Wider den Meuchler zu Dresden“ (1531), 25, 105; und in „Wider Hans Worst“ (Wittenberg 1541, 26, 4) sagt Luther: „Dies Wort, Hans Worst, ist nicht mein, noch von mir erfunden, sondern von andern Leuten gebraucht wider die grossen Tölpel, so klug sein wollen, doch ungereimt und ungeschickt zur Sache reden und thun“. Schon hieraus möchte man schliessen, dass Luther an eine volkstümliche Bühnengestalt gedacht hat, besonders aber aus den kurz darauf folgenden Worten: „Wohl meinen etliche, ihr haltet meinen gnädigen Herrn (den Kurfürsten von Sachsen) darum für Hans Worst, dass er von Gottes, dem ihr feind seid, Gaben stark, fett und volliges Leibes ist. Also hab ichs auch oft gebraucht, sonderlich und allermeist in der Predigt“. Die heut übliche Form „Hans Wurst“ steht erst in Fischarts „Gargantua“ (1575, Cap. 8, Bl. K 6b): „Trink alzeit for dem durst, So tringt dich kain durst Mein Hans Wurst“. —

Im Jahre 1515 erschien zu Strassburg „Ein kurtzweilig lesen von Dyl Ulenspiegel“. Es ist dies der älteste bekannte, im Britischen Museum aufbewahrte Druck des zuerst niederdeutsch verfassten, um 1500 ins Hochdeutsche übertragenen, dann in unzähligen Ausgaben verbreiteten und in fast alle Sprachen übersetzten Schwankbuches, dessen Held

Eulenspiegel

zum Typus eines

Eulenspiegeleien und Eulenspiegelstreiche,

d. h. thörichte, verkehrte Streiche verübenden Schalksnarren geworden ist. —

Die Geister platzen aufeinander

steht in Martin **Luthers** (1483—1546) auf das Münzersche Treiben in Altstadt bezüglichen Briefe (vom 21. August 1524) „an die Fürsten zu Sachsen von dem aufrührischen

Geiste“, B. 53, Nr. 108, S. 255 ff., in der Form: „Man lass die Geister auf einander platzen und treffen“. — Im Erfurter „Enchiridion“ von 1524, Bl. B 7, steht Luthers in Anlehnung an Ps. 130 (vgl. oben S. 37) gedichtetes Lied:

Aus tiefer Not schrei ich zu dir. —

Auf Luthers Schrift: „Das diese wort Christi (das ist mein leib etce.) noch fest stehen widder die Schwermgeister“ (Wittenberg 1527) beruht die Bezeichnung

Schwarmgeist

für einen unklaren, aufrührerischen Ideen, besonders auf religiösem Gebiete, zuneigenden Kopf. —

Nach dem „Was ist das?“ zum 8. Gebot in Luthers „Katechismus“ (1529) sollen wir

Alles zum Besten kehren,

und im dritten Hauptstück heisst es: „Vater unser, der du bist im Himmel. — Was ist das? Gott will uns damit locken, dass wir glauben sollen, er sei unser rechter Vater“. Hiernach ist

Er will uns damit locken

ein geflügeltes Wort geworden. Ebenda zählt Luther in der Erklärung der vierten Bitte des Vaterunsers auch

Gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen

zu „unserem täglichen Brot“. —

Wasser that's freilich nicht

stammt aus dem vierten Hauptstück. —

Im vierten und fünften Hauptstück fragt Luther:

Wo stehet das geschrieben? —

Aus Luthers

Ein' feste Burg ist unser Gott

(im Klugschen Gesangbuche von 1529, S. 21) wird citiert:

Mit unsrer (*eigentl.: unser*) Macht ist nichts gethan,
 Und wenn die Welt voll Teufel wär,
 Der Fürst dieser Welt,
 Das Wort sie sollen lassen stan,

und: **Lass fahren dahin.**

Dies benutzte Schiller im „Reiterliede“ (Schillers Musenalmanach für 1798, S. 137) am Schluss von „Wallensteins Lager“:

Lass fahren dahin, lass fahren!

Bürger singt in Strophe 14 des Gedichtes „der Bruder Graurock und die Pilgerin“ (1777):

Lass fahren! Hin ist hin! —

Allgemein wurde, doch ohne jegliche Gewähr, auf Luther der Spruch zurückgeführt:

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
 Der bleibt ein Narr sein Lebelang;

auch die Lutherstube auf der Wartburg ist jetzt damit geschmückt.

Xanthippus (d. i. Franz Sandvoss, „Spreu“ IV, München 1883) suchte als die Quelle den italienischen Reim:

„Chi non ama il vino, la donna e il canto,
 Un pazzo egli sarà e mai un santo.“
 („Wer nicht liebt Gesang und Weib und Wein,
 Der wird ein Narr und nie ein Heiliger sein.“)

wahrscheinlich zu machen, vermochte indessen nicht, diesen Vers, den er aus dem Volksmunde aufgezeichnet hatte, litterarisch zu belegen.

Zum ersten Male, scheint es, tritt die Luther-Legende im „Wandsbecker Bothen“ von 1775, No. 75 in folgender „Devise an einen Poeten“ auf:

Dir wünsch' ich Wein und Mädchenkuss,
 Und deinem Klepper Pegasus
 Die Krippe stets voll Futter!
 Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
 Der bleibt ein Narr sein Lebenlang.
 Sagt Doktor Martin Luther.

Nach Redlich („Die poetischen Beiträge zum Wandsbecker Bothen“, Hamburg 1871, S. 57) machte wahrscheinlich Joh. Heinrich Voss diese Verse, also nicht Claudius, wie W. Roeseler („Mathias Claudius und sein Humor“, Berlin 1873, S. 41) annimmt. Dann teilt Voss den oben citierten Vers 1777 im „Musenalmanach“ (Hamburg, S. 107) mit der Überschrift „Gesundheit“ und der Unterschrift „Dr. M. Luther“ mit. Auch sein 1777 gedichtetes Lied: „An Luther“ (Voss: „Sämmtl. Gedichte“ Königsb.

1802. B. 4, S. 60) endet mit jenen Worten, und aus seiner Anmerkung S. 294 ersehen wir, dass Hamburger Pastoren in dem Abdrucke des Spruches im Musenalmanach eine Verunglimpfung Luthers erblickten und deshalb Vossens Wahl zum Lehrer am Johanneum vereitelten. Über den Ursprung gab Voss keine Auskunft. Herder („Volkslieder“, 1. T. Leipz. 1778, S. 12) schliesst die Zeugnisse über Volkslieder mit:

Wer nicht liebt Weib, Wein und G'sang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang.

Luther.

Karl Muehler giebt in dem zuerst in F. W. A. Schmidts „Neuem Berliner Musenalmanach für 1797“, S. 48 gedruckten Trinkliede „Der Wein erfreut des Menschen Herz“ („Lieder geselliger Freude“, herausg. von J. F. Reichardt, 1797, 2. Abtlg. S. 15) jeder Strophe die Kehrreime:

. . . Was Martin Luther spricht:
Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang;
Und Narren sind wir nicht.

Auch in Methfessels „Allgemeinem Commers- und Liederbuch“, Rudolstadt 1818, schliesst das von Lichtensteinsche Lied „Wo der geistige Freudenbringer“:

Drum singt, wie Doktor Luther sang:
Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang.

Wenn in den „Epistolis obscurorum virorum“ (Lips. 1864, p. 371) gesagt wird: „Quamvis Salomon dicat: musica, mulier et vinum laetificant cor hominis, primo Proverbiorum XII“. „Obgleich Salomon sagt: Musik, Weib und Wein erfreuen des Menschen Herz, erstes Buch der Sprüche 12“, so ist das ein erdichtetes Citat, da es kein erstes Buch der Sprüche Salomos giebt. —

Dunkelmänner,

die Übersetzung von „obscuri viri“, hat folgenden Ursprung: der für die Reformation kämpfende Humanist Reuchlin gab, um sein Ansehen im Streite gegen die Kölner Papisten, Pfefferkorn, Hochstraten, Arnold von Tongern, Ortuinus Gratius u. s. w. zu stärken, 1514 seinen Briefwechsel mit berühmten Leuten: „Epistolae clarorum virorum“ heraus. Von ihm befreundeter Seite, es werden Crotus Rubianus, Ulrich Hutten, Jacob Fuchs, Helius Eobanus Hessus, Petreius Eberbach genannt, erschien 1515 der erste, 1517 der zweite Band „Epistolae ob-

scurorum virorum“ (Briefe unberühmter Leute), die so abgefasst sind, als kämen sie von seinen Feinden, und die auch an Ortuinus Gratius gerichtet sind. Zuerst frohlockten diese; als sie aber merkten, dass sie gemeint seien, erschien 1518 die Gegenschrift: „Lamentationes obscurorum virorum, non prohibita per Sedem Apostolicam“. So bekam „obscuri viri“, eigentlich „unberühmt“ im Gegensatz zu „clari viri“, den Nebensinn von Obscuranten, Finsterlingen, „Dunkelmännern“.

Dieser Ausdruck scheint erst im 19. Jahrhundert gebildet worden zu sein. In der von Bentzel-Sternau herausgegebenen Zeitschrift „Jason“, Jahrgang 1809, III. Band, S. 271 wird gesagt: „Bekannt ist es, welche heilsame Wirkung die Briefe der Dunkelmänner auf den Lesenden (den kranken Erasmus) hervorbrachten.“ Hoffmann von Fallersleben brachte in den „Unpolitischen Liedern“ (1. T., 1840) ein Gedicht „Dunkelmannstracht“, und H. Heine „Wintermärchen“ (1844), Kap. 4, sagt von Köln:

Ja, hier hat einst die Klerisei
Ihr frommes Werk getrieben,
Hier haben die Dunkelmänner geherrscht,
Die Ulrich von Hutten beschrieben. —

Ulrich von **Hutten** (1488—1523) ist wegen seines Wahlspruches:

Ich hab's gewagt

zu erwähnen, welcher sich zuerst auf dem Titelblatt seiner Übersetzungen der „Conquestiones“ (wahrscheinlich — nach Böcking — 1520 erschienen) sowie als Unterschrift in der, nach Böcking gleichfalls 1520 erschienenen „Klag über den Lutherischen Brandt zu Mentz (Mainz)“ findet. Ebenso beschliesst Hutten mit diesem Spruch das Vorwort zu seinem „Gesprächbüchlein“ (1521) und in demselben seinen Dialog in Prosa: „Die Anschauenden“, und er hängt ihn fast stets seinen deutschen Versen als Schluss, ohne Zusammenhang mit dem Vorhergehenden, an. Im Zusammenhang steht es am Schluss seiner

„Klag und Vormahnung gegen den übermässigen unchristlichen Gewalt des Bapsts zu Rom“, wo es heisst:

Wohlauf, wir haben Gottes Gunst,
Wer wollt in solchem bleiben d'heim?
Ich hab's gewagt, das ist mein Reim.

Auch beginnt ein 1521 gedrucktes Lied von ihm:

Ich hab's gewagt mit Sinnen,

dessen sechste Strophe schliesst:

Bin unverzagt,
Ich hab's gewagt,
Und will des Ends erwarten.

Er sah in diesem deutschen Wahlspruch eine Übersetzung seines lateinischen, bereits 1517 als Motto seinem „Phalarismus“ vorgesetzten und auch später noch, z. B. in der Vorrede „an alle freien Männer Deutschlands“ (ad liberos in Germania omnes) von ihm angewendeten Wahlspruches:

Iacta est alea.

Gefallen ist der Würfel.

(vgl. Cäsar unter „Gefl. Worte aus d. Geschichte“). —

Die 1. Strophe von Nicolaus **Decius'** (Hovesch; † 1541) Gesangbuchliede „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'“ (niederdeutsch in Speratus' „Ghesangk Boek“ von 1526, Bl. 52, hochdeutsch zuerst in den „Geistl. Liedern“ gedr. von Val. Schumann, Lpz. 1539, Bl. 87) schliesst:

All' Fehd' hat nun ein Ende. —

Nach dem Buchdrucker Johann **Ballhorn** (eigentlich Balhorn), der seit 1531 in Lübeck (nach Balthasar Schuppius zu Soest in Westfalen) thätig war, heisst

ballhornisieren oder verballhornen

so viel wie „verschlimmbessern“, „lächerliche Veränderungen

in einem Schriftstück anbringen“. Der erste, welcher Johann Ballhorn erwähnt, ist Schuppianus in dem „Kalender“ (1659) S. 588 und 601. An der ersten Stelle heisst es: „wie Johann Ballhorn, der Buchdrucker zu Soest in Westfalen, welcher das ABCbuch vermehrt und verbessert herausgehen liess“; und an der zweiten: „als ich dasselbe erbrochen, lag darin dieses Pasquill, auctior et correctior, wie Johann Ballhorn zu schreiben pflag“. Andere leiten „verballhornen“ von dem jedoch durch Johann Ballhorn nur gedruckten Buche „Lübeckische Statuta“ u. s. w. (1586) ab, weil die darin vorgenommenen und dem allein auf dem Titelblatt genannten Ballhorn fälschlich zugeschriebenen Verbesserungen allseitigen Tadel gefunden hätten. Noch andere schieben ihm zu, dass er dem auf der letzten Seite der Fibeln üblichen Hahn ein paar Eier untergelegt habe. Eine Fibel mit dem Bilde des Hahnes, im Jahre 1583 gedruckt zu Hamburg, befindet sich in der dortigen Stadtbibliothek. In „Deutscher Recht- nicht Schlechtschreibung“ (S. 5, Berlin 1877) wird „Johann Ballhorn von Buxtehude“ genannt; einen solchen giebt es nicht. —

Aus dem „Esopus“ (1548; 4, 62) des Burchard **Waldis** (um 1490—1556) stammt:

Das ist für die Katze,

oder, wie man im Königreich Sachsen zu sagen pflegt:

Das ist der Katze,

d. h. das lohnt nicht, das bringt nichts ein.

Der Ausdruck ist ein Rest der dort befindlichen Erzählung „Vom Schmied und seiner Katze“. Ein Schmied nahm sich vor, von seinen Kunden nichts für seine Arbeit zu verlangen, sondern die Bezahlung ihrem eigenen Willen anheimzustellen; sie begnügten sich aber mit dem blossen Danke. Nun band er seine fette Katze in der Werkstatt an, und wenn ihn die

Kunden mit leeren Worten des Dankes verliessen, sagte er: „Katz, das geb ich dir!“ Die Katze verhungert, und der Schmied beschliesst, es zu machen wie die anderen Handwerker.*) Seume glaubte, die Schnurre rühre von Taubmann her; denn er schreibt in seinem Buche „Mein Leben“, ziemlich gegen Ende: „so dass ich . . . weiter nichts erntete, als ein freundliches ‚Wir bleiben Euch in Gnaden gewogen‘, wovon doch am Ende selbst Taubmanns Katze ihr bischen Geist aufgab“. In den „Deutschen Rechtssprichwörtern“ von Graf und Dietherr, 2. Ausg., Nördlingen 1869, S. 267 steht „vom Danke kann man keine Katze füttern“ und in der Anm. a: „von'n danke kan man keine katten futtern“. Es ist also ebenso möglich, dass Waldis seine Erzählung daraus herspann, wie, dass diese Worte aus ihr entsprangen. —

Lehrstand, Nährstand, Wehrstand

wird bei Erasmus **Alberus** (um 1500—53) zum ersten Male angedeutet. In seiner „Predigt vom Ehestand“ (1546) heisst es Bl. C^a: „Der Priester muss lehren, die Oberkeit wehren, die Bauerschaft nähren“ und in seinem „Buch von der Tugend und Weisheit, nämlich 49 Fabeln“ (Frankfurt a. M. 1550, Fabel 47, Morale):

„Fein ordentlich hat Gott die Welt
Mit dreien Ständen wohl bestellt.
Wenn die sich nur wüssten zu halten,
So liess Gott immerdar hin walten.
Ein Stand muss lehrn, der andre nähren,
Der dritt' muss bösen Buben wehrn“.

In Luthers „Tischreden“, 1560, (B. 59, S. 207) heisst es:

„Ant eines treuen Seelsorgers“.

„Nähren und wehren muss in einem frommen, treuen Hirten und Pfarrherrn beisammen sein . . . sonst wenn das Wehren nicht da ist, so frisst der Wolf die Schafe desto lieber, da sie wohl gefüttert und feist sind . . . Ein Prediger muss ein Kriegsmann und ein Hirte sein. Nähren ist lehren, und das ist die schwerste Kunst; darnach soll er auch Zähne im Maule haben und wehren oder streiten können“. In den „Tischreden“ (ed. Fürstemann, Abt. 3, S. 415) steht Kap. XXXVII, § 118: „Einem Lehrer gebührt, dass er gewiss lehre, nähre und wehre“ und bei Bindseil „Colloquia latina“, V. p. 280: „Ideo ad Doctorem pertinet nahren und wehren,

*) Vgl. Balthasar Schuppianus „Freund in der Not“ (1657) S. 229, „der Kurtzweilige Zeitvertreiber“ von 1666, S. 41 und Abraham a Sancta Clara „Huy und Pfuy der Welt“.

docere et confutare“. „Nähramt, Wehramt“ kommt bei Luther am Schluss der Schrift „Ob Kriegsleute u. s. w.“ vor, und „Vom Nähr- und Lehrstand“ u. s. w. ist die Überschrift zu Sirach 39. Bei Wencel Scherffer („Geist- und Weltliche Gedichte“, Brieg 1652, S. 74) werden die drei Beine einer von den Herzögen zu Liegnitz und Brieg erlegten dreibeinigen Bache auf die drei Stände: „den Regier-, Lehr- und Nährstand“ gedeutet, und „Wehr-Lehr-Nähr-Her-Stand“ betitelt Friedrich von Logau einen seiner Verse (Salomons von Golau Deutscher Sinn-Getichte drey Tausend. Breslau 1654, 2. Tausend 8. Hundert No. 21). Die drei Substantiva „Wehrstand, Lehrstand, Nährstand“ findet man in der Überschrift, welche Weidner dem 3., 4. und 5. Teile von Zinegruffs „Apothegmata“ (1653—55) giebt. Zeller erläutert („Geschichte der Philosophie“, II, 1, 764) die drei Stände in Platos „Staat“ durch diese deutschen Bezeichnungen. —

Paul Flemings „Teutsche Poemata“ (Lübeck 1642) bieten S. 287 sein 1633 gedichtetes geistliches Lied: „In allen meinen Thaten“, in dem es heisst:

Es kann mir nichts geschehen,
Als was er hat versehen,
Und was mir selig ist;

und S. 532 seine Ode:

Ein getreues Herze wissen
Hat des höchsten Schatzes Preis. —

Der Pastor in Frankfurt a. O. Andreas **Musculus** (Meusel; 1514—81) gab 1555 die Schrift heraus „Vom Hosen Teuffel“, oder, wie der Titel im Innern lautet: „Vom zuderten zucht und ehr erwegen Pluderichten Hosen Teuffel vermanung und warnung“, auf deren neuer Auflage v. J. 1629*) der Hosenteufel bezeichnet wird als „Dess jetzigen Weltbeschreyten verachten und verlachten Al-modo Kleyder Teuffels Alt-Vatter“. Dies sehen wir (mit Julius Lessing: „Der Modeteufel“, Berlin 1884, S. 5. „Volkswirtschaftl. Zeitfr.“ Heft 45) als die Quelle des üblichen Wortes

*) Dieser nach des Musculus Tode erschienene Nachdruck ist jetzt mit der ganzen reichhaltigen Kostüm-Bibliothek des Freiherrn von Lipperheide in den Besitz des Kgl. Kunstgewerbe-Museums übergegangen.

Modeteufel

an. —

Wenn auch durch ihre klassischen Vettern, die Abderiten (s. unten bei *Lucian*), und späteren Nachkommen, die Krähwinkler (vgl. unten bei *Jean Paul*), etwas verdunkelt, haben doch die

Schildbürger

den Ruhm ihrer geistvollen Streiche bis heute bewahrt. Hans Friedrich von **Schönberg** (1543—1614) schrieb (nach Ernst Jeep, „H. F. von Schönberg, der Verfasser des Schildbürgerbuches“, Wolfenb. 1890) das 1598 zuerst gedruckte vielgelesene Volksbuch: „Die Schildbürger“, das, wie es die Sammlung aller Sticheleien zwischen Ort und Ort war, so fernerhin zur Quelle unzähliger Neckereien wurde. —

Johannes Olorinus **Variscus** (Johann Sommer; 1545—1622) erzählt in „Ethographia Mundi“ (1609, 1. T., 17. Regel) unter andern Lügengeschichten, dass jemand, ans Ende der Welt gekommen, dort

Die Welt mit Brettern vernagelt

oder, wie er sagt, „verschlagen“ gefunden habe. —

In Johann **Fischarts** (um 1550—90) „Gargantua“ (S. 160 in der Ausg. von 1590) lesen wir: „Duck dich Seel, es kommt ein Platzregen“, was vielleicht die Quelle des bekannten Wortes ist:

Freue dich, liebe Seele, jetzt kommt ein Platzregen,

wie unter einer in den vierziger Jahren des 19. Jahrh. zu Berlin erschienenen kolorierten Zeichnung steht, auf der ein dicker, schweisstriefender Herr, an einem Tisch sitzend, die Hand nach einem vollen Glase Berliner Weissbier ausstreckt. —

In Fischarts „Gargantua“ finden wir auch zuerst die jetzt geläufige Form der Kriegsregel, man müsse

dem Feinde goldene Brücken bauen.

In der 1. Ausg. von 1575 heisst es (Bl. CCij^a): „Thu eh dem Feind Thür und Thor auf, vnd mach jm ain gulden prucken, das er fort mög rucken“.

Fischarts Vorlage spricht noch von einer silbernen Brücke. Rabelais („La plaisante et joyeuse histoyre du grand Geant Gargantua“, L. I, ch. 41. S. 184 der Ausg. von 1547) sagt: „Ouvrez tousiours a voz ennemys toutes les portes & chemins, & plus tost leur faictes ung pont d'argent, afin de les renvoyer“. Und so auch noch (was Regis in den Anm. zu seiner Gargantuaübersetzung, Lpz. 1832, S. 157 anführt, während er selbst schon 1, 135 mit Fischart „eine güldene Brücken“ übersetzt,) in den Memoiren des Marschalls von Vieilleville (1509–71; bei Schiller „Werke“ 1830, S. 1128): „Den Weg nach Thionville befahl er frei zu lassen, weil er den Flüchtlingen nicht nachsetzen wollte, nach der goldenen Regel: dem Feind muss man silberne Brücken bauen.“ Ursprünglich hat das Bild von der Brücke weder Silber noch Gold gekannt; noch Sebastian Bürster, „Beschreibung des schwedischen Krieges 1630–47“, hrg. v. F. v. Weech, Lpz. 1875, S. 79 sagt: „Ess erinnerten sich aber die verständigen der alten kriegsler: Hosti fugienti ant abeunti etiam pontem sternendum seu muniendum esse“. —

Aus dem Titel des 2. Gargantuadruckes von 1582: „Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung Von Thaten vnd Rahten der . . . Herren Grandgusier, Gargantoa vnd Pantagruel . . .“ ist uns das Wort

Geschichtsklitterung

als verächtliche Bezeichnung einer fehlerhaften, die That-sachen abenteuerlich entstellenden Geschichtsschreibung geblieben. —

In Fischarts Gedicht „Das Glückhaft Schiff von Zürich“ (Strassb. 1576) lauten Vers 81. 82:

Arbeit vnd fleis, das sind die flügel,
So füren vber Stram (*Strom*) vnd hügel. —

Fischart verdanken wir auch den tief ins Volk gedrun-genen Witz

Jesu-wider

(für „Jesuit“, „Jesuiten“); denn er reimt in seinem „Jesuiten-
hütlein“ (1580, Bl. 12):

„Aber weil der Nam Wider Christ
Noch etlichen zuwider ist,
Welche doch noch zu gewinnen weren:
So that den Namen ich verkehren,
Und setzt das förderst rechts darhinder,
Auff dass mans finden könt dest minder,
Macht Christ Wider vnd Jesu Wider
Für Wider Christ, den sonst kent jeder“. —

Der Erfurter Pfarrer Michael **Altenburg** (1584—1640)
ist der Dichter (oder nur Tonsetzer?) des gewöhnlich
dem Könige Gustav Adolf zugeschriebenen Liedes:

Verzage nicht, du Häuflein klein.

„Der erste Druck, der gleich nach der Schlacht bei Leipzig (7. Sept. 1631)
erschienen sein muss, ist noch nicht gefunden. Das Lied erscheint zuerst
in einer Sammlung: ‚Epicædion Lamentabile . . . Manibus piissimis Gustavi
Adolphii consecratum.‘ Lpz. (1632).“ Goedeke, „Grundr.“ 2. Aufl.
3, 163. —

Der Vers Sirach 50, 24 (vgl. oben S. 58):

Nun danket alle Gott

ist der Anfang des (zuerst wohl in Joh. Crügers
„Praxis pietatis melica“, Berlin 1648, S. 315 gedruckten)
Liedes von Martin **Rinckart** (1586—1649), in dessen
1. Strophe es ferner heisst:

*Der uns von Mutterleib
Und Kindesbeinen an
Unzählig viel zu gut
Und itzo noch gethan. —*

Friedrich von **Logau** (1604—55) sang in seinen
Sinngedichten (Salomons von Golaw Deutscher Sinn-Ge-
dichte Drey Tausend. Breslau o. J., aber 1654, 1. Tausend,
8. Hundert, No. 2) nach dem Ende des dreissigjährigen
Krieges:

„Gewaffneter Friede“.

„Krieg hat den Harnisch weg gelegt, der Friede zeucht ihn an.
Wir wissen was der Krieg verübt, wer weiss was Friede kann?“
und (3. Tausend, 5. Hundert, No. 78):

* „Der geharnischte Friede“.

„Der Friede geht im Harnisch her, wie ist es so bestellt?
Es steht dahin; er ist vielleicht die Pallas unsrer Welt“.

Danach sagen wir:

ein bewaffneter Friede. —

Ebendaher citieren wir (2. Tausend, 4. Hundert, No. 34):

„Der Mai“.

„Dieser Monat ist ein Kuss, den der Himmel giebt der Erde,
Dass sie jetzund seine Braut, künftig eine Mutter werde“. —

Logaus Sinngedichte „Die Liebe“ (2. Tausend, 4. Hundert,
No. 14):

„Nenne mir den weiten Mantel, drunter alles sich ver-
stecket;
Liebe thuts, die alle Mängel gerne hüllt und fleissig
decket,“

und „Christliche Liebe“ (2. Taus., 9. Hundert, No. 35):

„Liebe kaufte neulich Tuch, ihren Mantel zu erstrecken,
Weil sie, was durch dreissig Jahr Krieg verübt, soll alles
decken“

sind wohl unsere Quellen, wenn wir sagen, dass wir etwas

Mit dem Mantel der (christlichen) Liebe zudecken.

Dass die Liebe „Übertretungen zudecke“ ist bereits ein biblischer Ge-
danke (Sprüche 10, 12, vgl. 1. Petri 4, 8), auch das Bild vom Bedecken der
Sünde mit einem Mantel ist alt. (Im „Corpus iur. can.“, Dist. 96, c. 8
wird dem Kaiser Konstantin das Wort zugeschrieben: „er würde, wenn er
mit eigenen Augen einen Priester oder einen im Mönchsgewande sündigen
sähe, seinen Mantel ausziehen und ihn damit bedecken, auf dass niemand
ihn gewahre“ („chlamydem meam expoliarem et cooperirem eum, ne ab
aliquo videretur“).

Borchardt-Wustmann S. 314 führt aus Hugo von Trimbergs (1260—1309) „Renner“ (V. 3307) an:

„kappen und swestermentellin
(d. h. Mönchskutten und Nonnenmäntelchen)
bedeckent manec untatelin“

und erinnert im Anschluss an Jacob Grimms „Deutsche Rechtsaltertümer“ (S. 160 u. 462 f.) an die Rolle, die im altdeutschen Rechtsleben der Mantel bei der Legitimation vor der Ehe geborener Kinder und (ebenso wie der Schleier) als Sinnbild des Schutzes spielt.

Wichtiger noch für die Geschichte des Wortes ist die in einer der ältesten Quellen zur Geschichte der westfälischen Femgerichte, der alten Arensbergischen Reformation aus der Mitte des 15. Jahrh., enthaltene Vorschrift für die Richter im heimlichen Gerichte, die (nach dem modernisierten Abdruck bei Th. Berck, „Gesch. d. westf. Femgerichte“, Bremen 1815, S. 321) lautet: „Sie sollen Mäntel ein auf ihren Schultern haben. Diese bedeuten die warme Liebe, recht zu richten, die sie haben sollen; denn so wie der Mantel alle andere Kleider und den Leib bedeckt, also soll ihre Liebe die Gerechtigkeit bedecken. Sie sollen auch darum die Mäntel auf den Schultern haben, damit sie dem Guten Liebe beweisen, wie der Vater dem Kinde“. Aber wenn jenen Vorläufern unserer Redensart die Verbindung beider Elemente, des Mantels und der Liebe fehlt, so entbehrt diese Stelle gerade des charakteristischen Zuges, dass begangenes Unrecht zugedeckt werden soll. —

Aus Paul Gerhardts (1606—76) Abendliede

Nun ruhen alle Wälder

(Joh. Crügers „Praxis piet. mel.“ von 1648, S. 26) stammt die Frage:

Wo bist du, Sonne (ge)blieben? —

Auch citiert man die erste Zeile seines Morgenliedes (ebenda S. 1) vom Folgenden abgelöst, also:

Wach auf, mein Herz, und singe! —

In Gerhardts Adventliede

Wie soll ich dich empfangen?

(im Rungeschen Gesangb., Berlin 1653, S. 124) beginnt die 7. Strophe:

Er kommt, er kommt mit Willen. —

Gerhardts schon vor 1648 gedichtetes Neujahrslied

Nun lasst uns gehn und treten

erschien zuerst ebenda S. 157. —

Ebenda S. 365 steht sein Trostlied:

Warum sollt' ich mich denn grämen? —

In Crügers „Praxis piet. mel.“ von 1656 steht Gerhardtts auf Psalm 37, 5 gedichtetes Lied: „Befiehl du deine Wege“, aus dem citiert werden:

Mit Sorgen und mit Grämen;

Weg hast du allerwegen;

Hoff', o du arme Seele!

Bist du doch nicht Regente;

und: Mach End', o Herr, mach Ende. —

Ebenda S. 323 steht sein nach des heil. Bernhard „Salve caput cruentatum“ gedichtetes Passionslied „O Haupt voll Blut und Wunden“, dessen Schlussvers lautet:

Wer so stirbt, der stirbt wohl. —

Ein Weihnachtslied von Johann **Rist** (1607—67; zuerst in seinen „Himmlischen Liedern“, Lüneburg 1652, S. 2) beginnt:

Ermunt're dich mein schwacher Geist. —

Nürnberger Trichter

beruht auf dem Titel eines Buches von Georg Philipp **Harsdörffer** (1607—58): „Poetischer Trichter, Die Teutsche Dicht- und Reimkunst, ohne Behuf der lateinischen Sprache, in VI Stunden einzugiessen“, das 1647 ohne Namen in Nürnberg erschien.

Das Bild vom Trichter ist nicht seine Erfindung, da er sich in der Vorrede auf „H. Schickards Hebreischen Trichter“ (Tüb. 1627) bezieht, und ein solcher Trichter schon in der lateinischen Komödie „Almansor, sive ludus literarius“ des Mart. Hayneccius (Lpz. 1578) 5, 5 genannt wird. Vgl. Zinegref-Weidner („Apothegmata“, T. 3, Amst. 1653, S. 227): „Der Drechter Almansoris, mit welchem man den Leuten ingegossen, ist lang verlohren“. „Mit einem Trichter eingiessen“ steht bereits bei Sebast. Franck („Sprichw.“

1541, II, 107b). „Einrichtern“ sagen wir jetzt. Franz Trautmann gab 1849—50 in Nürnberg ein humoristisches Blatt „der Nürnberger Trichter“ heraus. —

Wer nur den lieben Gott lässt walten

ist der Anfang des bekannten Kirchenliedes Georg **Neu-**
marks (1621—81; zuerst in seinem „Fortgepl. Mu-
sikalisch-Poet. Lustwald“, Jena 1657, T. 1, S. 29). Str.
1 schliesst:

Wer Gott dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Der Anfang der Schlussstrophe:

Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu

ist mit der umgestalteten Fortsetzung:

Kommt dir ein schönes Kind entgegen,
Lass es nicht ungeküstet vorbei

wohl schon im 18. Jahrh. mit dem ursprünglichen Text
des Studentenliedes „Ich lobe mir das Burschenleben“
verschmolzen worden. —

Das Lied

Jesus meine Zuversicht

wird von Christoph Runge in der Widmung seines
„Gesangbuches“ (Berlin 1653, wo es S. 221 zuerst ge-
druckt ist) als Dichtung der Kurfürstin **Luise Hen-**
riette von Brandenburg (1627—67) bezeugt, wenn sich
auch gewichtige Zweifel an der Autorschaft geltend ge-
macht haben. Citiert wird daraus noch

Warum sollte mir denn grauen?

und: Ich, ich selbst, kein Fremder nicht. —

Wenn wir uns über stümperhafte Reimereien lustig
machen, gebrauchen wir das Wort:

Reime dich, oder ich fresse dich.

Das ist der Titel einer zu Nordhausen 1673 erschienenen Satire, in welcher die Unsitten der damaligen Poeterei gegeißelt werden. Unter dem Pseudonym Hartmann Reinhold verbirgt sich der Verfasser Gottfried Wilhelm **Sacer** (1635—99); früher wurde die Schrift Joh. Riemer (1658—1714) zugeschrieben. (Goedeke, „Grundr.“, 2. Aufl., 3, 239). —

In dem Titel eines zu Wittenberg 1662 erschienenen Büchleins: „Die Böse Sieben, Von Welcher heute zu Tage die unglückseligen Männer grausamlich geplaget werden“, dessen Verfasser der unter dem Pseudonym Kurandor bekannte Brandenburger Konrektor Balthasar **Kindermann** (1636—1706) ist, begegnet der Ausdruck

Böse Sieben

zum ersten Male als Bezeichnung eines bösen Weibes.

1664 erschienen zu Frankfurt Joachim Rachels (1618—69) „Teutsche Satyrische Gedichte“, deren Erste Satyra „Das Poetische Frauen-Zimmer Oder Böse Sieben“ betitelt ist. Diese erste Satire war bereits um 1659 in einem Einzeldruck herausgekommen, da dieser aber verschollen ist, und es zweifelhaft erscheint, ob er bereits den Zusatz „oder Böse Sieben“ gehabt, so muss die Priorität bis auf weiteres Kindermann zugesprochen werden. Beide Verfasser scheinen das Wort unabhängig voneinander gebraucht zu haben, wie sie auch verschiedene „sieben lebendige Teufel“, die in dem Weibe hausen, auf verschiedene Weise verspotten. Vielleicht aber sind beide durch eine 100 Jahre früher erschienene Schrift darauf gekommen, die mit dem Ausdruck „Böse Sieben“ den Teufel bezeichnet. Cyriacus Spangenberg bekämpft in seinem Büchlein „Wider die Bösen Sieben ins Teuffels Karnöffelspiel“ (Frankf. 1562 u. ö.) den Papst Pius IV. und sechs andere katholische Männer. In diesem schon im 15. Jahrh. erwähnten Kartenspiele (Karnüffel, Karnöffel, Karnuffel oder Karnoffel genannt) war die siebente Karte von oben der Teufel, der alle anderen Karten stach. Wie nun „Spangenberg seine Gegner nach ihrem geistigen ‚Vater‘, dem Teufel, benennen konnte, so konnten Kindermann und Rachel auch die bösen Weiber nach dem Teufel benennen“, um so mehr als „die Sieben eine Unglückszahl war und böse Wesen und Dinge gerne in der Siebenzahl vorgeführt werden. Der Böse κατ' ἐξοχήν und die böse Zahl werden

schliesslich miteinander vermengt. Weil sie aber auch als heilige Zahl*) vorkommt, pflegte ihr in der Bedeutung von Teufel oder Teufelsart meist das Attribut ‚böse‘ beigefügt zu werden“. Vgl. Heinr. Klenz, „Die Quellen von Joachim Rachel's erster Satire: Das Poet. Frauenzimmer oder Böse Sieben“. Freib. i. B. 1899, S. 51 ff., wo man auch Belege für späteres Vorkommen des Ausdrucks findet. —

Aemilia Juliana, Gräfin zu Schwarzburg-Rudolstadt (1637—1706) ist die Dichterin des (zuerst im Anhang zum Rudolst. Gesangb. von 1688 anonym erschienenen und ihr daher früher abgesprochenen) Kirchenliedes:

Wer weiss, wie nahe mir mein Ende. —

Gebt unserm Gott die Ehre!

ist der Kehrreim in Johann Jakob **Schütz'** (1640—90) Liede: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut“ (zuerst im „Vollständ. Evang. Gesangb.“, Minden 1689, S. 806). —

Samuel **Rodigast** (1649—1708) dichtete das (zuerst im Schleusinger Gesangb. 1681, S. 458 gedruckte) Lied:

Was Gott thut, das ist wohlgethan. —

Wenn in unfeinen Kreisen die Geliebte eines Menschen als seine

Charmante

(noch gemeiner: Schockscharmante) bezeichnet wird, so ist dieser Ausdruck dem Französischen nicht unmittelbar entnommen, da „sa charmante“ einem Franzosen in diesem Sinne unverständlich ist. „Charmante“ ist vielmehr eine der Geliebten des Helden in Christian **Reuters** (geb. 1665)**) Romane „Schellmuffskys Wahrhaftige,

*) Der heiligen Zahl in den 7 Planeten, 7 Tagen, 7 Monaten der Sündflut, 7 fruchtbaren und mageren Jahren Josephs (vgl. Borchardt-Wustmann, S. 437 Anm.), 7 Bitten, 7 Gaben des heiligen Geistes, 7 Sakramenten, 7 Himmeln (oben S. 89) stehen gegenüber die 7 Todsünden, die 7 Gräuel im Herzen des Feindes (Sprüche 26, 25), die 7 unsauberen Geister und Teufel (Matth. 12, 45; Mark. 16, 9; Luk. 8, 2; 11, 26) u. s. w.

**) Über Reuters Leben und Werke s. Friedrich Zarneke, „Abhandl. der phil.-hist. Classe der Kgl. Sächs. Gesellsch. d. Wissensch.“ Bd. IX No. 5. Lpz. 1884.

Curiöse und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und Lande . . . in Hochteutscher Frau Mutter Sprache eigenhändig und sehr artig an den Tag gegeben von E. S⁴. (Hamburg 1696.) —

Auch das Wort

Schlampampe

für ein unordentliches Weibsbild ist durch Reuter bekannt geworden, wenn auch „schlampampen“ für „schlemmen“ lange vor ihm in Gebrauch war. Frau Schlampampe ist die Heldin seiner beiden satirischen Lustspiele: „L'Honnête Femme Oder die ehrliche Frau zu Plissine“, 1695, und „La Maladie & la mort de l'honnête Femme das ist: Der ehrlichen Frau Schlampampe Krankheit und Tod“, 1696. —

Kommet zu Hauf!

heisst es in der 1. Strophe von Joachim **Neanders** (1650—80) Liede: „Lobe den Herrn“ (zuerst in seiner „Glaub- und Liebes-übung“, Bremen 1680, S. 47), aus dem auch citiert wird:

Seele, vergiss es ja nicht! —

Neander ist auch der Dichter des Liedes:

Wie fleucht dahin des Menschen Zeit!

(ebenda S. 174). —

Johann Heinrich **Schröder** (1666—99) dichtete, nach Luk. 10, 42 (s. oben S. 75), das zuerst im „Geistreichen Gesangb.“, Halle 1697, S. 505 gedruckte Lied:

Eins ist not, ach Herr dies Eine
Lehre mich erkennen doch! —

Das Ende der 3. Strophe im Liede Erdmann **Neumeisters** (1671—1756): „Herr Jesu Christ, mein Fleisch und Blut“ (ursprünglich: „mein höchstes Gut“; in seinem

„Zugang z. Gnadenstuhl Jesu Christi“. 5. Aufl. Weissenf. 1717, S. 17) lautet:

Herr Jesu Christ! wo du nicht bist,
Ist nichts, das mir erfreulich ist;

was geschmacklos umgestaltet wurde in:

Wo du nicht bist, Herr Organist,
Da schweigen alle Flöten. —

Die 7. Strophe von Neumeisters Liede: „Jesus nimmt die Sünder an“ („Evangel. Nachklang“, Hamb. 1726, T. 1, S. 95):

Mein Gewissen beisst mich nicht, (vgl. Hiob 27, 6)
Moses darf mich nicht verklagen;
Der mich frei und ledig spricht,
Hat die Schulden abgetragen

ist durch Fritz Reuter berühmt geworden, der sie, leicht abgeändert, in „Ut mine Stromtid“ (Kap. 3) einen preussischen Kandidaten dem Juden Moses als Antwort auf dessen Mahnung schreiben lässt. —

Als Bezeichnung Berlins findet sich

/ Spree-Athen

wohl zuerst in dem Gedichte des Erdmann **Wircker** zu Friedrichs I. Lobe „An seiner Königl. Majestät in Preussen in Nahmen eines andern“, worin es heisst:

„Die Fürsten wollen selbst in deine Schule gehn,
Drumb hastu auch für Sie ein Spree-Athen gebauet“.

(In dem Buche „Märkische Neun Musen,“ welche sich unter dem Allergrossmächtigsten Schutz Sr. Königl. Majestät in Preussen als Ihres Allergnädigsten Erhalters und andern Jupiters bey glücklichen Anfang Ihres Jubel-Jahres auff dem Franckfurtischen Helicon frohlockend aufgestellt“. Erste Assemblée. Verlegt Johann Völeker 1706. S. 59.)

In dem seinen „Bemerkungen eines Akademikers über Halle“ (1795) beigegebenen „Idiotikon der Burschensprache“ sagt Chr. Friedr. Bernh. Augustin: „Saalathen ist der Name von Halle und Jena in der Burschensprache. Es ist eine fast durchgängig auf allen Universitäten übliche Gewohnheit, dieselbe nach dem Flusse zu benennen, an welchem sie liegen, z. B. Pleissathen Leipzig, Leinathen Göttingen, Elbathen Witten-

berg u. s. w.“ Der Herausgeber Burdach („Studentensprache und Studentenlied in Halle vor 100 Jahren“, 1894, S. 94) belegt dies aus Chr. Fr. Hunolds „Akademischen Nebenstunden“ 1713. „Das Wittenbergische Elb-Athen“ findet sich schon in den „Taubmanniana oder des sinnreichen Poetens Friedrich Taubmanns nachdenkliches Leben usw.“ (Frankf. u. Lpz. 1704 S. 48; die Ausgabe von 1703 hat die Stelle noch nicht). —

Eine pomphaft in Scene gesetzte Verhandlung nennen wir eine

Haupt- und Staatsaktion.

Diese Bezeichnung des mit Harlekinsspässen vermischten ernstesten Dramas taucht zuerst um 1700 in den markt-schreierischen Theaterzetteln der Wandertruppen und ihren Eingaben an die Behörden auf und behauptete sich bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Auf Büchertiteln findet er sich nicht. Vgl. Carl Heine, „Der Unglückselige Todes-Fall Caroli XII.“, Halle 1888, Einleitung, und die Theaterzettel in Frau Elisabeth Mentzels „Gesch. d. Schauspielkunst in Frankfurt a. M.“, Frankf. 1882, S. 442 ff. —

Bramarbas

für „Prahlhans“ ist dem satirischen Gedichte eines nicht bekannten Verfassers „Cartell des Bramarbas an Don Quixote“ entnommen, das Philander von der Linde (Burchard Menke; 1675—1732) in der zu seinen „Vermischten Gedichten (Leipz. 1710) den Anhang bildenden „Unterredung von der deutschen Poesie“ mitteilt. Hiernach gab Gottsched („Deutsche Schaubühne“, Leipz. 1741, III) dem Lustspiele Holbergs „Jacob von Tyboe eller den stortalende Soldat“ (oder der grosssprecherische Soldat), das er in der Übersetzung Dethardings veröffentlichte, den Titel „Bramarbas oder der grosssprecherische Officier“, weil, wie er sich in der Vorrede äussert, der Name Tyboe „in unserer Sprache keine Anmut gehabt haben würde“;

er setzt hinzu, dass er diesen Namen dem Philander von der Linde entlehnt habe. —

Johann Andreas **Rothe** (1688—1758) dichtete zum Geburtstage Zinzendorfs, 26. Mai 1728, sein Kirchenlied:

Ich habe nun den Grund gefunden,

das zuerst in der Zinzendorfschen „Sammlung geist- u. lieblicher Lieder“, Herrnhut u. Görlitz 1731, S. 291 erschien. —

Ein sorglos bei seinem Tagewerk Singender und überhaupt ein laut Vergnügter wird gern

Johann, der muntre Seifensieder,

genannt nach der Anfangs- und Schlusszeile des Friedrich von **Hagedornschen** (1708—54) Gedichtes „Johann der Seifensieder“ („Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen“ 1. Buch, Hamb. 1738). Auch spricht man kurzweg von einem

muntren Seifensieder,

wie denn schon Gleim („An die Freude“; Voss' Musenalm. f. 1798; S. 88) dichtet:

„Alle muntren Seifensieder
Sind verschwunden aus der Welt!
Hagedorns und meine Lieder
Singt kein Trinker und kein Held!“

Hagedorn schöpfte den Stoff aus *La Fontaines* („Fables“ VIII, 2) „Le savetier et le financier“, nur machte er aus dem „Schuhflecker“ einen „Seifensieder“, indem er wohl „savetier“ von „savon“ ableitete. Die Moral der Geschichte stammt aus Horaz (Epist. 1, 7, 95): „vitae me redde priori“; „gieb mich meiner alten Lebensart zurück!“ —

Albrecht von **Haller** (1708—77) sagt in dem Gedichte „Falschheit menschlicher Tugenden“ im „Versuche schweizerischer Gedichte“ (1732 in Bern zuerst anonym erschienen):

„Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist;
Zu glücklich, wann sie noch die äussre Schale weist“.

Dieser Behauptung widerspricht Goethe heftig in den Gedichten „Allerdings“ (1820, 3. Heft der „Morphologie“) und „Ultimatum“ (zuerst in der Ausg. von 1827). Aus jenem citieren wir Hallers Wort also:

In's Innre der Natur
Dringt kein erschaffner Geist,
Glücklich! wem sie nur
Die äussre Schale weist! —

In demselben Buche (S. 47) sagt Haller:

„Unselig Mittelding von Engeln und von Vieh!
Du prahlst mit der Vernunft und du gebrauchst sie nie“.
Brockes trat in seinem „Irdischen Vergnügen in Gott“ (1748; 133. 9, S. 344) diesen Gedanken breit, dem der Altonaer Goldschmied Joachim Lorenz Evers die knappe Form gab:

Was ist der Mensch? Halb Tier, halb Engel.

So nämlich beginnt seine Nr. 369 der 1797 erschienenen „Vierhundert Lieder“, die „der geselligen und einsamen Fröhlichkeit gewidmet“ sind.

Bemerkt sei hier, dass Hallers Verse wohl Goethe („Faust“, „Prolog im Himmel“, 43—44) zu den Worten des Mephistopheles über den Menschen anregten:

„Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur tierischer als jedes Tier zu sein“.

Im Jahre 1745 erschien „Der Krambambulist. Ein Lob-Gedicht über die gebrannten Wasser im Lachss zu Dantzig“, das in des Verfassers Crescentius **Koromandel** (Christoph Friedr. Wittekind, oder richtiger Wedekind*)

*) Geburts- und Todesjahr unbekannt; das Wenige, was wir sonst von dem Verf. wissen, verdanken wir den Forschungen Arthur Kopps, „Altpreuss. Monatsschr.“ 32 (1875), S. 296 ff. Vgl. im übrigen Ludw. Fränkel, „Allg. Deutsche Biogr.“ 43, 605 ff.

„Nebenstündigem Zeitvertreib in Teutschen Gedichten“, Danzig u. Lpz. 1747, S. 413 ff. wieder abgedruckt ist. Von den 102 Strophen, die das Lied hier hat, werden nur noch die wenigsten, und auch diese z. T. stark verändert, gesungen, dafür sind andere hinzugekommen. Die 74. Originalstrophe schliesst:

*Toujours gaillard (jetzt: fidèle) et sans souci,
C'est l'ordre de Crambambuli;*

und als 9. steht schon im Leipziger Kommersbuch von 1815 eine ursprünglich nicht vorhandene mit dem Schluss:

**Sauft Wasser wie das liebe Vieh,
Und meint, es sei Crambambuli. —**

Christian Fürchtegott **Gellerts** (1715—69) Fabel „Der Tanzbär“ (B. 1 der „Fabeln und Erzählungen“, Lpz. 1746, S. 6) liefert uns das Begrüßungswort für einen Heimkehrenden:

Petz ist wieder da!

womit die Bären des Waldes sich freudig anbrummen, als der Tanzbär zu ihnen zurückgekommen ist. —

Gellerts Erzählung „Der Greis“ (B. 1, S. 12) schliesst:

(Er ward geboren.)

Er lebte, nahm ein Weib und starb.

Hiermit ahmte Gellert des Chr. Gryphius Epigramm nach („Poetische Wälder“. Anderer Teil. Bresl. u. Lpz. 1718, S. 439):

„Ein sechzigjähriger Mann ward unlängst beigelegt:

Er kam auf diese Welt, ass, trank, schlief, starb zuletzt. —

Gellerts Erzählung (B. 1, S. 44): „Der Prozess“ beginnt:

Ja ja, Prozesse müssen sein!

Der vielcitierte Schluss:

Recht muss doch Recht bleiben!

stammt aus Psalm 94, 15 (s. oben S. 36). —

Aus Gellerts Erzählung (B. 1, S. 61): „Die Widersprecherin“ haben wir uns zur Bezeichnung einer Widerspruch liebenden Frau das Wort:

Der Hecht, der war doch blau

zurechtgemacht, welches in dieser Form nicht darin vorkommt. Es handelt sich in der Fabel darum, ob ein Hecht zu blau oder zu wenig blau gesotten ist; dem Hausherrn ist er's zu wenig, der Hausfrau zu sehr. Da jener bei seiner Meinung beharrt, so fällt Ismene darob in Ohnmacht, aus der sie nichts zu erwecken vermag. Ihr Tod scheint gewiss. Der tiefbetrübte Mann bricht in die Klage aus:

„Wer hiess mich dir doch widerstreben!
 Ach der verdammte Fisch! Gott weiss, er war nicht blau!“
 Den Augenblick bekam sie wieder Leben.
 „Blau war er“, rief sie aus, „willst du dich noch nicht
 geben?“ —

Die Schlussworte aus Gellerts Erzählung „Der sterbende Vater“ (1748; B. 2, S. 11), in der der Vater dem ältesten Sohn ein Juwelenkästchen, dem jüngeren nichts vermacht, heissen:

**Für Görgeu ist mir gar nicht bange,
 Der kömmt gewiss durch seine Dummheit fort. —**

Aus Gellerts Erzählung „Der Bauer und sein Sohn“ (B. 2, S. 36) führen wir an:

Die Brücke kömmt. Fritz, Fritz! wie wird dir's gehen?

was auch umgestaltet wird zu:

Fritz, Fritz! Die Brücke kömmt!

Auch sagen wir:

Wenn das Wort eine Brücke wäre!

Die Erzählung beruht auf der 88. Fabel im 3. Buch des Burchard Waldis: „Vom lügenhaften Jüngling“. —

Aus Gellerts Erzählung „Das junge Mädchen“ (B. 2, S. 114) wird citiert:

Vierzehn Jahr' und sieben Wochen,

womit dies heiratslustige Wesen eine irrige Angabe ihres Vaters verbessert, da er ihre vierzehn Jahre als Einwand gegen einen Eheschluss anführt. Es ist die Bearbeitung einer Anekdote im „Kurtzweiligen Zeitvertreiber“ von 1666, S. 351. —

Aus Gellerts Liede „Die Güte Gottes“ („Geistliche Oden und Lieder“, Lpz. 1757, S. 34) ist das Wort

Mit verhärtetem Gemüte

geflügelt worden. Es dient als „Tetem!“ dem Helden in Vischers „Auch Einer“ zum Schlagwort. —

Weit verbreitet ist die geschmacklose Travestie des Beginns von Gellerts „Morgengesang“ (ebenda S. 55) „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank!“:

Mein erst Gefühl sei preuss'sch Courant! —

Aus Gellerts Liede „Zufriedenheit mit seinem Zustande“ (ebenda S. 91) sind die Verse:

Geniesse, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand auch seine Last. —

In dem folgenden Liede „Vom Tode“ beginnt die zweite Strophe:

Lebe, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst, gelebt zu haben.

Vielleicht ist dieser Gedanke dem frommen Spruchdichter Antoine Faure (1551—1624) entlehnt, dessen Quatrain No. 48 (Ausg. v. 1612) lautet:

Puisque tu sais quel moyen il faut suivre
Pour vivre bien, pourquoi ne vis-tu pas
Pour bien mourir ainsi, qu'à ton trépas
Tu voudrais bien avoir su toujours vivre?

Faures Quatrains waren noch im 18. Jahrh. ein sehr verbreitetes Spruchbuch. Doch mögen Faure und Gellert aus Marc Aurel geschöpft haben, der (5, 29) lehrt: „Wie du beim Hinscheiden gelebt zu haben wünschst, so kannst du jetzt schon leben“ („Ὡς ἐξελθὼν ζῆν διανοῆ, οὕτως ἐπαύθῃ ζῆν ἔξεστιν“). In des Christian Germann aus Memmingen Stammbuch schrieb 1766 Gellert zu einem Totenkopf die Worte:

„Fac ea, quae moriens facta fuisset velis“.

(s. „Deutsche Stammbücher“ der Brüder Keil. 1893 Nr. 1729). —

Gellerts „Osterlied“ (ebenda S. 147): „Jesus lebt, mit ihm auch ich“ bietet den Kehrreim:

Dies ist meine Zuversicht. —

Magnus Gottfried **Lichtwer** (1719—83) gab 1748 zu Leipzig „Vier Bücher Aesopischer Fabeln“ ohne Namen heraus. In der 22. Fabel des 1. Buches „Die Katzen und der Hausherr“ lautete, wie in der Ausgabe von 1758, der 1. Vers der 2. Strophe:

Mensch und Tiere schliefen feste,

während in der zu Berlin und Stralsund 1762 mit Namen erschienenen Ausgabe die Fabel umgeändert ist, mit den Worten

Tier' und Menschen schliefen feste

beginnt und ferner die Worte

**So ein Lied, das Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann,**

enthält, welche in den beiden früheren Auflagen gar nicht vorkommen. Die Fabel schliesst:

Blinder Eifer schadet nur. —

Der Anfang von Lichtwers Fabel (4, 24) „Die Kröte und die Wasserm Maus“:

„Von dem Ufer einer See
Krochen annoch Abends späte
Eine Wasserm Maus und Kröte
An den Bergen in die Höh“

begeisterte* den Berliner Hofschauspieler Rütbling zu folgenden Versen*):

*) Zu finden in der Intendanturbibliothek des Berliner Kgl. Schauspielhauses (Dorotheenstr. 2) als Einlage im Souffleurbuch von „Richard's Wanderleben“ (Lustspiel in 4 Aufz. nach d. Englischen des John O. Keefe frei bearbeitet v. G. Kettel), zuerst aufgeführt 1831.

„Eines Abends noch sehr späte
Gingen Wassermaus und Kröte
Einen steilen Berg hinan.“

„Da sprach die Wassermaus zur Kröte:
Eines Abends es war schon späte
Gehen wir diesen Berg hinan.“

„Da sprach zur Wassermaus die Kröte:
Eines Abends noch sehr späte
Gehen wir diesen Berg hinan!“

„Und so gingen Wassermaus und Kröte
Eines Abends noch sehr späte
Diesen steilen Berg hinan.“

Hieraus hat sich das geflügelte Wort gebildet:

Eines Abends spöte
Gingen Wassermaus und Kröte
Einen stellen Berg hinan,

was dann verschieden fortgesetzt zu werden pflegt. —

Joh. Wilh. Ludw. **Gleim** (1719—1803) sagt in den „Fabeln“ (Berlin 1756 [anonym], S. 9) am Schlusse der 4. Fabel: „Der Löwe. Der Fuchs“:

(Denn) was von mir ein Esel spricht,
Das acht' ich nicht. —

Nach der im 2. Buch der Gleim'schen „Fabeln“ (Berlin 1757, S. 14) enthaltenen Fabel: „Die Milchfrau“ nennen wir eine auf luftiger Grundlage beruhende Berechnung grosser Einnahmen eine

Milchmädchenrechnung. —

Im „Musenalmanach für das Jahr 1798“, hrsg. von J. H. Voss, dichtet Gleim:

„Beim Lesen eines wizreichen Buchs“.

„Wiz auf Wiz!
Bliz auf Bliz!

Schlag auf Schlag!
Ob's auch einschlagen mag?"

Hieraus entstammt unser:

Witz auf Witz! Schlag auf Schlag!

Vgl. Raupachs „Schleichhändler“ (1828) 2, 9, wo der Bader Schelle sagt:
„Und so ging der Witz immer weiter, Schlag auf Schlag“. —

Friedrich Karl von **Moser** (1723—98) schrieb an Joh. Georg Hamann ein „Treuherziges Schreiben eines Layen-Bruders im Reich an den

Magum im Norden

oder doch in Europa, 1762“ (Mosers „Moral. u. pol. Schriften“ Bd. 1, Frankf. a. M. 1763, S. 503). Hamann adoptierte das Wort sofort und nannte sich

Magus im Norden und Magus des Nordens. —

Klopstock (1724—1803) singt wiederholt in seiner Ode „der Zürchersee“ (1750), Dichterunsterblichkeit sei

des Schweisses der Edlen wert. —

In seiner Ode „Die Frühlingsfeier“ (1759) singt Klopstock, in Anlehnung an Jesaias 40, 15:

*Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur, will ich schweben und anbeten.* —

Saat, von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen,

was Klopstock 1758 auf seiner Meta Grab in Ottensen bei Altona setzen liess, was seine zweite Gattin 1803 ihm aufs Grab setzte, und womit Rückert sein Gedicht „Die Gräber zu Ottensen“ schliesst, ist der 845. Vers des 11. Gesangs des „Messias“ (1768). Klopstock lehnt sich hier an Vers 5 und 6 des 125. Psalms an:
„Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.
Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben“. —

Immanuel **Kants** (1724—1804)

kategorischer Imperativ

kommt zuerst in seiner 1785 zu Riga herausgegebenen „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ vor, wo es im zweiten Abschnitt heisst: „Alle Imperativen gebieten entweder hypothetisch oder categorisch. Jene stellen die praktische Notwendigkeit einer möglichen Handlung als Mittel zu etwas Anderem was man will (oder doch möglich ist, dass man es wolle) zu gelangen vor. Der categorische Imperativ wird der sein, welcher diese Handlung als für sich selbst, ohne Beziehung auf einen andern Zweck, als objektiv notwendig vorstellt“. Weiterhin sagt Kant: „Dieser Imperativ mag der der Sittlichkeit heissen“. —

Karl Wilhelm **Ramlers** (1725—98) Ode: „Der Triumph“, in der er Friedrich den Grossen feierte, beginnt:

Schäme dich, Kamill,
*(Dass du mit vier Sonnenpferden
In das erretete Rom zogst);*

weil der König am 30. März 1763 nach dem Friedensschlusse dem festlichen Empfange der Berliner aus dem Wege gegangen war. —

Ja, Bauer! das ist ganz was anders,

steht in Ramlers „Fabellese“ (Berlin 1783—90), 1, 45 in der Fabel „Der Junker und der Bauer“, einer Umschmelzung der Fabel Michael Richeys, welche in dessen „Deutschen Gedichten“ (herausg. von Gottfried Schütz, Hamburg 1764—66) im 1. Bande unter dem Titel „Duo quum faciunt idem, non est idem“ („Wenn zwei dasselbe thun, ist's nicht dasselbe“) die 119. Nummer der 4. Abt. „Sinn- und Scherzgedichte“ ist, und wo der entsprechende Vers lautet:

Ja, Bauer, das ist ganz ein anders!

Die dort erzählte Geschichte ist alt.*) —

Ach, wie ist's möglich dann,
Dass ich dich lassen kann

ist der Anfang eines um 1750—1780 entstandenen Volkliedes. („Deutscher Liederhort“ von Erk und Böhme, 1893, No. 548.) Zur ersten Strophe sind zwei hinzugeichtet; diese drei bilden den jetzt üblichen Text, den Georg Scherer („Volklieder“, 1868, No. 40) mitteilt. Der neue Text ist komponiert von Moritz Ernemann: „Acht Lieder“, Berlin 1825; darin steht unter dem Texte: Hel. (mina) v. Chézy (1783—1856).

Die jetzt übliche Melodie hat Friedrich Kücken (1810—82) komponiert. Die „Gartenlaube“ machte Louis Böhner († 1860) zum Dichter und Komponisten des Liedes, was Hoffmann von Fallersleben „Unsere volkstümlichen Lieder“, 3. Aufl., Leipzig 1869, S. 159 eine Schrulle nennt. Erk schrieb darüber an Büchmann: „Der Bummelante Böhner kann nichts dazu, dass ihm unverständige Leute die Melodie zugeschrieben haben.“ —

Morgen, morgen! nur nicht heute!)**
(Sprechen immer träge Leute)

*) Halliwell „Dictionary of archaic and provincial words“, Lond. 1844—1845, führt die alte sprichwörtliche Redensart „The case is altered, quoth Plowden“ („der Fall ist ein anderer, sprach Plowden“) auf diesen ausgezeichneten Juristen zur Zeit der Königin Maria von England (1553—58) zurück. In „Mery Tales and quicke Answeres (Lond. 1567; Shakespeare Jest-Books ed. by W. Carew Hazlitt. Lond. 1864. I, 2, S. 134) wird sie von einem Bauer in Seeland erzählt; auch Erasmus in „Ecclesiastae sive de ratione concionandi ll. IV“ (2. Ausg., 1536, S. 454) nennt sie eine seeländische Geschichte. Nach „Luthers Tischreden“, Eisleben, 1566, S. 612 erzählte sie Luther 1546. Dort heisst es: „Da sprach der Schultes: ‚War's meine Kuh? Das ist ein ander Ding!.“ In „Bidermanni ex societate Jesu Aeroamatum libri 3“ wird in 3, 1, 13 sprichwörtlich „die Kuh des Praetor“ angeführt. Eine andere Geschichte, in der einem Bauer doppeltes Recht, das zweite Mal mit den Worten: „Mein Bauer, das wär ein anders“ in Aussicht gestellt wird, erzählt Grimmeshausen im „Wunderbarlichen Vogelnest“, 1, 6 (1672); er wiederholt sie im „Deutschen Michel“, 8.

***) Mit den Worten „Also auf morgen das Ernste“ schob der thebanische Oligarch Archias (Dez. 379) bei einem Gelage den ihm als wichtig überbrachten Brief unter das Kopfpolster, in dem ihm das Eintreffen der Ver-

ist der Anfang des Liedes „Der Aufschub“ von Christian Felix **Weisse** (1726—1804) in dessen „Liedern für Kinder“, 1766, verm. Aufl. Mit neuen Melodien v. J. A. Hiller. (Lpz. 1769, S. 104f.) Laut Vorrede sind die Lieder von S. 100 an hier neu hinzugekommen. —

Aus Gotthold Ephraim **Lessings** (1729—81) „Sinn-
gedichten“ (1753) citieren wir den Schluss des ersten
„Die Sinngedichte an den Leser“:

*(Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.)
Wir wollen weniger erhoben
Und fleissiger gelesen sein.*

Geschöpft sind diese Verse aus Martials (4, 49) Spottworten an den Dichter Flaccus:

„Confiteor: landant illa, sed ista legunt“,
„Ja; dich preisen sie hoch, lesen aber nur mich.“ —

Aus Lessings „Liedern“ (1, 6) citiert man ungenau den Schluss der „Antwort eines trunknen Dichters“:

*Zu viel kann man wohl trinken,
Doch trinkt man nie genug.*

Im Text heisst es: „Doch nie trinkt man genug“. —
Aus Lessings „Hamburgischer Dramaturgie“, 101.—104.
Stück, (1768) stammt:

Seines Fleisses darf sich jedermann rühmen. —

Aus „Emilia Galotti“ (1772) 1, 4 ist

Weniger wäre mehr

durch Wielands Vermittelung entstanden, der im Neujahrswunsche der Zeitschrift „Merkur“ von 1774 den Ausspruch des Prinzen:

„Nicht so redlich wäre redlicher“

schworenen in Theben mitgeteilt wurde. Das „*οὐκοῦν εἰς ἀγχιον τὰ σπονδαῖα*“ wurde nach Plutarch („Pelopidas“ c. 10) sprichwörtlich in Griechenland; wir pflegen dieses Wort nach Cornelius Nepos („Pelop.“ c. 3, 3) lateinisch zu citieren: „In crastinum differo res severas“.

folgendermassen umformte:

„Und minder ist oft mehr, wie Lessings Prinz uns lehrt.“
(Siehe Hesiod: „die Hälfte ist mehr als das Ganze“ und Cervantes, in dessen „Don Quijote“ [1, 6 g. E.] der Pfarrer den „Schatz mannichfaltiger Dichtungen“ also kritisiert: „como ellas no fueran tantas, fueran mas estimadas“, „wären es nicht so viele, so hätten sie mehr Wert“). —

Das oft wiederholte Wort aus „Emilia Galotti“:

**Raphael wäre ein grosser Maler geworden, selbst wenn er
ohne Hände auf die Welt gekommen wäre,**

lautet in derselben Scene eigentlich also:

„Oder meinen Sie, Prinz, dass Raphael nicht das
grösste malerische Genie gewesen wäre, wenn er
unglücklicher Weise ohne Hände wäre geboren
worden?“

(Seneca „De beneficiis“, IV, 21: „Artifex est etiam, cui ad exercendam
artem instrumenta non suppetunt“, „auch der ist ein Künstler, dem zur
Ausübung der Kunst die Werkzeuge mangeln“). —

„Emilia Galotti“ 2, 3 sagt der Bandit Angelo:

Thu', was du nicht lassen kannst!

In der Form: „Gehe hin, und thu, das du nicht lassen kannst“ schon bei
Erasmus Alberus: „Ein Dialogus oder Gespräch etlicher Personen vom
Interim“ (1548; Bl. Diiij). Th. Gottl. v. Hippel in den „Lebensläufen nach
aufsteigender Linie“ (1778), I, 5 sagt: „Er thue, was er nicht lassen kann“;
in Wielands „Pervonte“ (1778) heisst es von Vastola, als diese den Per-
vonte küssen muss (2. Teil): sie „that was sie nicht lassen konnte“; Schiller
in „Wilhelm Tell“, 1, 1 lässt Tell sagen: „ich hab' gethan, was ich nicht
lassen konnte“. —

Aus „Emilia Galotti“ 2, 7 u. 8 wird citiert:

Perlen bedeuten Thränen,

womit Lessing einen Aberglauben wieder auffrischt,
der bereits im 9. Jahrh. verbreitet war.

Zu jener Zeit erschienen die „Traumlehren“ des Astrampsychus und
des Nicephorus (ed. Rigaltius, Par. 1603), in denen es heisst: „οἱ
μάρμαροι (bei Niceph.: „μαρμαριται“) δηλοῦσι δακρῶν ῥόον“,
„Perlen bedeuten einen Thränenstrom“. —

Aus „Emilia Galotti“ 4, 7 stammt:

**Wer über gewisse Dinge den Verstand (5, 5: seinen Verstand)
nicht verliert, der hat keinen zu verlieren.**

Gewiss kam der in spanischer Litteratur so bewanderte Lessing auf diese Wendung durch Baltazar Gracians Wort: „Muchos por faltos de sentido, no le pierden“ — „Viele verlieren den Verstand deshalb nicht, weil sie keinen haben“ („Oraculo manual“ § 35, 1637 zuerst erschienen, übersetzt von Arth. Schopenhauer: „Handorakel“ 3. Aufl. 1877, S. 22). —

In „Emilia Galotti“ 4, 7 heisst es ferner:

(*Ha, Frau*), das ist wider die Abrede.

Schiller lässt in „Kabale und Liebe“, 2, 3, Ferdinand, und im „Fiesco“, 2, 9, den Mohren diese Worte sagen. Fr. Kind legt sie in der Wolfsschluchtscene des „Freischütz“ dem Jägerburschen Max in den Mund. —

Odoardos Wort, „Emilia Galotti“, 5, 2:

Hohngelächter der Hölle

entnahm Lessing Klopstocks „Messias“, Ges. XVI, V. 319:

„Der Eroberer Kettengeklirr scholl

Langsam, zuckend; und grauser noch Hohngelächter der Hölle!“

Vgl. ebenda XIII, 473:

„Zischender Spott, und brüllendes Hohngelächter erwarten
Euch in der Hölle“;

und XVIII, 807:

„der untersten Hölle

Lautestes, schrecklichstes Hohngelächter!“

Ferner Joh. Anton Leisewitz, „Julius von Tarent“, Lpz. 1776, I, 1: „Das Gewölbe des Kreuzgangs schallte von höllischem Hohngelächter wieder“. —

„Emilia Galotti“ 5, 6 ruft Odoardo aus:

Wer lacht da? Bei Gott, ich glaub', ich war es selbst. —

Ebenda 5, 7 ruft Emilia, als sie die Rose zerpflückt hat, die ihrem gemordeten Verlobten Appiani galt, und sie nun, den Dolch im Herzen, niedersinkt:

Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert. —

„Nathan der Weise“ (1779) enthält 1, 2:

Es ist Arznei, nicht Gift, was ich dir reiche,

wobei Lessing wohl an Romeos Worte in „Romeo und Julia“, 5, 1:

„Come cordial, not poison,“

„Komm Medizin, nicht Gift,“

oder vielleicht eher an die 3. Strophe von Rodigasts „Was Gott that, das ist wohlgethan“ gedacht hat:

„Er als mein Arzt und Wundermann

Wird mir nicht Gift einschenken

Für Arznei“,

und 1, 3 (ähnlich 3, 10):

Kein Mensch muss müssen. —

Als Bekräftigung dient uns das in Lessings „Nathan“ 1, 5 sechsmal vorkommende Wort des Klosterbruders:

Sagt der Patriarch. —

Viel citiert werden auch die Worte Nathans 2, 5:

Nur muss der eine nicht den andern mäkeln,
Nur muss der Knorr den Knubben hübsch vertragen,
Nur muss ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Dass es allein der Erde nicht entschossen. —

Der Schluss vom 2. Akt des „Nathan“ ist:

Der wahre Bettler ist

(Doch einzig und allein) der wahre König! —

3, 7 beginnt Nathan die Erzählung von den drei Ringen:

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann im Osten. —

Ebendaher citieren wir auch

Betrogene Betrüger!

Doch geht die Geschichte dieses Wortes weit zurück. Philo Judaeus († 54 n. Chr.) sagt („de migr. Abrahami“ 15, p. 449, Mangey) von den ägyptischen Zauberern: „ἀπατᾶν δοκοῦντες ἀπατῶνται“ („sie glauben zu betrügen und werden betrogen“). Danach schreibt der gern citierende Apostel Paulus im 2. Briefe an Timotheus 3, 13 auch von den Magiern Ägyptens: „Mit den bösen Menschen aber und verführerischen wird es je länger je ärger, verführen und werden verführt“ („πλανῶντες καὶ πλανώμενοι“). Dann sagt Porphyrius in seines Lehrers Plotin Leben (16): „οἱ . . . ἐξηπάτων καὶ αὐτοὶ ἡπατημένοι“ („die betrogen und selbst betrogen waren“) und Augustinus („Bekenntnisse“ 5, 7): „falsis illis atque fallentibus sanctis“ und (7, 2): „deceptos illos et deceptores“. Vgl. Margarete von Navarra in dem 1543 erschienenen „Heptameron“ Novelle 1, 6, 15, 23, 25, 28, 45, 51, 62; Cardanus († 1576) „De subtilitate“, 1663, III, 551; Cervantes „Don Quijote“ 2, 33 (1615); Grimmeshausen († 1676), „Springinsfeld“ Kap. 5 (Kellers Ausg., Stuttg. 1854 ff., II, 1, S. 36): „dass dieser Bankert des betrogenen Betrügers einiger Erb sein würde“. Moses Mendelssohn („Ges. Schr.“, 1843, III, 115; Brief vom 9. 2. 1770 an Bonnet über eine Sekte): „Wollen wir sagen, dass alle ihre Zeugen Betrogene und Betrüger sind?“ Eine komische Oper von Guillet et Gaveaux (1799) heisst „Le trompeur trompé“. Schiller endlich sagt „Braut von Messina“ (1803) 4, 4:

„Die Kunst der Seher ist ein eitles Nichts,
Betrüger sind sie, oder sind betrogen.“ —

Noch citieren wir die bald darauf folgenden Worte:

Der echte Ring
Vermutlich ging verloren. —

4, 2 steht dreimal:

Thut nichts, der Jude wird verbrannt. —

und 4, 4:

Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten. —

Aus Christoph Martin **Wielands** (1733—1813) „Idris und Zenide“, 3, 10 (1768) citieren wir:

Ein Wahn, der mich beglückt,
Ist eine Wahrheit wert, die mich zu Boden drückt,

was vielleicht dem Worte Grays aus „On the Prospect of Eton College“ nachgebildet ist:

Where ignorance is bliss,
't is folly to be wise.
Wo Nichtwissen Seligkeit,
Ist es Thorheit klug zu sein. —

Wieland ist ferner durch seine Worte im „Musarion“ (1768 B. 2, V. 142, in späteren Ausgaben V. 135):

Die Herren dieser Art blend't oft zu vieles Licht;
Sie seh'n den Wald vor lauter Bäumen nicht,

der Schöpfer der Redensart:

Den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen
geworden, die er in seiner „Geschichte der Aberiten“ (1774), V. 2 wiederholt.

Blumauer bestätigt diese Autorschaft Wielands durch „Aeneis“, B. 2, Str. 9:

Er sieht oft, wie Herr Wieland spricht,
Den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Eigentlich aber hat Wieland nur ein älteres Wort „die Stadt vor lauter Häusern nicht sehen“ umgeändert, welches J. Eiselein („Sprichwörter“ S. 576) falsch auf *Agricola* zurückführt, und das französischen Ursprungs ist. *) Auch fühlt man sich erinnert an Ovids („Trist.“ 5, 4, 9 und 10):

*) Édouard Fournier „L'Esprit des Antres“, 7. Ausg., S. 2 citiert ein Lied eines poitevinischen Bauern:

La hauteur des maisons
Empêch' de voir la ville.

Dies Citat scheint aus der Luft gegriffen. Die Redensart steht vielmehr in

„Nec frondem in silvis, nec aperto mollia prato
Gramina, nec pleno flumine cernit aquas.“

„Weder die Blätter im Wald, noch auf sonniger Wiese die zarten
Gräser, noch im Flutstrom weiss er das Wasser zu sehn“.

und an des Properz (1, 9. 16): „Medio flumine quaerere aquam“, „mitten
im Fluss das Wasser suchen“. —

In Wielands „Oberon“ (1780) steht

- 1, 1: Ritt ins alte romantische Land,
5, 30: Nichts halb zu thun ist edler Geister Art,
7, 75: Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten. —

Aus Gottlieb Konrad **Pfeffels** (1736—1809) „Tobakspfeife“ (1782 gedichtet, 1783 im Vossischen „Musenalmanach“ S. 159 erschienen) citieren wir:

Gott grüss Euch, Alter! Schmeckt das Pfeifchen?

und:

Ein andermal von euren Thaten! —

In Gottlob Wilhelm **Burmans** (1737—1805) „Kleinen Liedern für kleine Jünglinge“ (Berlin und Königsberg 1777) beginnt das Lied „Arbeit“ also:

Arbeit macht das Leben süß. —

In Ludwig Heinrich Frhn. von **Nicolays** (1737—1820) Fabel „Der Esel und die drei Herren“ („Verm. Gedichte“, Berlin u. Stettin 1775—84, T. 1, S. 52) finden wir den Vers:

Ein wenig fasten ist gesund.

„Les bigarrures et touches du seigneur des Accords. Avec les Apophthegmes du Sieur Gaulard. Et les Écraignes dijonnaises. Dernière édition, revue et beaucoup augmentée. Paris 1603“. S. 21 heisst es: „Als er in Paris war und durch die Strassen ging, sprach er: Jeder sagte mir, ich würde eine so grosse und schöne Stadt sehen; aber man machte sich über mich lustig; denn man kann sie nicht sehen wegen der Menge von Häusern, die den Umblick verhindern“. Sam. Gerlach teilt dann in „Eutrapeliae“ (Lübeck 1639), 3. Hundert, No. 7—29 närrische Reden und Wendungen des M. Gaulard mit und erzählt No. 24 die eben erwähnte Äusserung. Zinegref-Weidner („Apophthegmata“, 3. T. 1653 S. 55 und 5. T. 1655 S. 112) wiederholt die Geschichte und nennt den Erzähler (S. 118) Herrn Gaulardt, Baron aus Burgundien.

Die Fabel endet hier:

Der Esel fällt vor Schwäche nieder,
Und schnappt, und reget sich nicht wieder.

Die nun folgende Schlusszeile:

Nun teilt euch in die Haut, ihr Brüder!

findet sich erst in späteren Auflagen. —

Von Matthias **Claudius** (1740—1815) citieren wir:

Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben;
Und mir war er mehr

aus seinem Gedichte „Bei dem Grabe meines Vaters“ (I. und II. T. d. „Wandsbecker Bothen“, Hamburg 1775, S. 96); aus seinem 1775 im Vossischen „Musenalmanach“ auf das Jahr 1776 erschienenen, von Joh. André („Musik. Blumenstrauss“, Offenbach 1776) komponierten „Rheinweinlied“:

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben,

und aus seinem im Vossischen „Musenalmanach“ auf das Jahr 1786 erschienenen Liede „Urians Reise um die Welt“ die Anfangsverse:

Wenn jemand eine Reise thut,
So kann er was erzählen. —

Die Bezeichnung einer unmöglichen Existenz durch:

Ein Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt

gehört Georg Christoph **Lichtenberg** (1742—99), der im Göttinger Taschen-Kalender von 1798 ein „Verzeichnis einer Sammlung von Gerätschaften, welche in dem Hause des Sir H. S. künftige Woche verauktioniert werden sollen“, angeblich „nach dem Englischen“ mitteilt, in welchem Verzeichnis unser Wort den ersten Auktionsartikel bildet. —

Joh. Gottfried **Herder** (1744—1803) nannte (in der 1801 bis 1803 erschienenen „Adrastea“, Bd. 3, im Artikel

„Kunst-Sammlungen in Dresden“, S. 52—56) Dresden wegen seiner Kunstschätze ein „Deutsches Florenz“, woraus (mit Nachahmung von „Spree-Athen“, vgl. oben S. 142):

Elb-Florenz

entstanden ist. —

Aus seinem Gedichte „Der gerettete Jüngling“ (in der Sammlung der Legenden, die Herder in seinen „Zerstreuten Blättern“, 6. Sammlung, Gotha 1797, S. 285—289 gab) wird citiert:

**Eine schöne Menschenseele finden
Ist Gewinn. —**

Aus Herders Gedicht „Der Gastfreund“ wird

Nur über meinen Leichnam geht der Weg

nicht nach Schillers Fassung („Wallenst. Tod“ 5, 7):

Erst über meinen Leichnam sollst du hingehn,

sondern nach Körners („Hedwig“ 3, 10) also citiert:

Nur über meine Leiche geht der Weg. —

Herders Gedicht „Die wiedergefundenen Söhne“ („Adrastea“ 2, 200—204, Lpz. 1801) bietet:

**Was die Schickung schickt, ertrage!
Wer ausharret wird gekrönt.**

Die erste Zeile stammt wohl aus Shakespeares (Heinrich VI., T. 3, 4, 3):

„What fates impose, that men must needs abide“. —

Der von Herder bearbeitete „Cid“ (1805; die 22 ersten Romanzen erschienen zuerst in der „Adrastea“ 5, Lpz. 1803, S. 165 ff.) beginnt:

Trauernd tief sass Don Diego. —

Im 28. Gesange heisst es:

**Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
(Deine Ehre ist verloren!)
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid! —**

Der 51. Gesang enthält:

„Auf ins Feld! Es geht zum Siege,
Krieger, gen Valencia!“

was wir nach Pius Alex. Wolffs „Preciosa“ (1821) 4, 12
in der Form citieren:

Auf (*denn*) — nach Valencia! —

Karl Arnold **Kortum***) (1745—1824) lässt in T. I,
Kap. 19 der 1784 in Münster erschienenen „Jobsiade“ bei
den wunderlichen Antworten des Examinanden stets die
Verse wiederkehren:

Über diese Antwort des Kandidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes. —

Aus Friedrich Justin **Bertuchs** (1747—1822) Lied
„Das Lämmchen“ („Wiegenliederchen“, Altenburg 1772,
S. 30) wird

Ein junges Lämmchen, weiss wie Schnee,
und

Die Freuden, die man übertreibt,
Die Freuden werden Schmerzen

in der Form citiert:

Die Freuden, die man übertreibt,
Verwandeln sich in Schmerzen. —

Gottfr. Aug. **Bürgers** (1748—94) Gedicht „Das
Dörfchen“ (1771, Göttinger Musenaln. von 1772, S. 149)
beginnt und schliesst:

Ich rühme (*gewöhnlich citiert: lobe*) mir
Mein Dörfchen hier! —

Bürgers „Lenore“ (Göttinger Musenalmanach von 1774,
S. 214) beginnt:

Lenore fuhr ums Morgenrot
Empor aus schweren Träumen:
Bist untreu, Wilhelm, oder tot?
Wie lange willst du säumen? —

*) Nicht: Kortüm; s. Monatsschr. f. d. Gesch. Westdeutschlands IV,
1878, S. 372.

Strophe 2, 2 bietet:

Des langen Haders müde. —

Strophe 9, 1 u. 2 enthält das Wort:

(O Mutter, Mutter!) Hin ist hin!
Verloren ist verloren! —

Der 6. Vers der 20. Strophe dieses Gedichtes, der mehrmals darin wiederholt wird:

Die Toten reiten schnell(e)!

ist nicht Bürgers Erfindung, sondern (nach Althof, „Leben Bürgers“ Göttingen 1798, S. 37) dem Munde eines Bauermädchens entnommen, das er einst im Mondschein singen hörte:

Der Mond, der scheint so helle,
Die Toten reiten so schnelle,
Fein's Liebchen, graut dir nicht?

Diese wenigen Worte hätten ihm nie wieder aus dem Sinne gewollt, und aus ihnen hätte sich nach und nach das gewaltige Lied „Lenore“ gestaltet.

Nach Herders erst 1815 nach seinem Tode erschienener Recension (Ausg. Suphan, Bd. 20, S. 377—379) des Althofschen Buches hat Herder in seiner Kindheit in einer Weltecke in Ostpreussen oft ein Zaubermärchen erzählen hören, in dem der Refrain (und zwar mit einer Antwort vermehrt) gerade die Strophe war, die Bürger singen hörte. Der Geliebte nämlich reitet mit der Geliebten in einer kalten, mondhellen Winternacht und spricht sie im Weiterreiten wiederholt an:

Der Mond scheint hell,
Der Tot reit' schnell,
Feinsliebchen, grauet dir?

worauf sie antwortet:

Und warum sollt's mir grauen?
Ist doch Feinslieb bei mir.

„Die Toten reiten schnell“, heisst es auch in dem in „Des Knaben Wunderhorn“ (B. II, S. 19; 1. Ausg. 1808) mitgeteilten Liede „Lenore“, welches die Überschrift hat: „Bürger hörte dieses Lied nachts in einem Nebenzimmer“. L. Erk hält es nicht für ein Volkslied. Die Überschrift „Aus dem Odenwald, welche es in der 2. Ausg. v. J. 1846 bekommen hat, enthält wohl

nur eine Mutmassung. Erk hat kein solches Lied im Odenwald ausfindig machen können. In der Bearbeitung von Achim von Arnims und Clemens Brentanos „Des Knaben Wunderhorn“, die Birlinger und Creelius 1876 lieferten, steht es T. 2, S. 263 und ist betitelt „Die Toten reiten schnell“. In Heines „Französischen Zuständen“, Brief XIII vom 25. Juli 1840 heisst es:

„Auf den hiesigen Boulevards-Theatern wird jetzt die Geschichte Bürgers, des deutschen Poeten, tragiert; da sehen wir, wie er, die Leonore dichtend, im Mondschein sitzt und singt: Hurrah! les morts vont vite — mon amour, crains-tu les morts?“

Schon Mme de Staël (1813: „De l'Allemagne XIII“) citierte bei Besprechung Bürgers das „Les morts vont vite“. —

Strophe 22, Vers 5 bietet das noch zweimal wiederholte

(Und hurre hurre, hop hop hop!)

(Ging's fort) in sausendem Galopp. —

Aus der Schlussstrophe der „Lenore“ ist:

Geduld! Geduld! wenn's Herz auch bricht! —

Bürgers Gedicht „Die Weiber von Weinsberg“ (1775, Hamburger Musenaln. 1777, S. 73) enthält:

O weh, mir armen Korydon!,

eine Klage, die sich ursprünglich auf den in unerwiderter Liebe zum schönen Alexis hinschmachtenden Schäfer Korydon in Vergils 2. Ecloge*) bezieht. Dieser entlehnte den Namen seinem Vorbilde Theokrit, in dessen 4. Idylle Korydon handelnd auftritt, während er Idylle 5, 6 nur erwähnt wird. Bürger benutzte ein altes Studentenlied, in dem ein Vers beginnt:

O weh, mir armen Choridon, o weh!

(„Studentenlieder des 17. und 18. Jahrh.“, herausg. v. Rob. u. Rich. Keil, 1861, S. 171.) Zu erinnern ist hier auch noch an das Gedicht des Adam Olearius († 1671): „Coridons Klage über die jetzige verkehrte Welt“. —

Die Worte in Strophe 11:

Ein Kaiserwort

Soll man nicht drehn noch deuteln!

sind die Umgestaltung des angeblichen Ausspruches Konrads III. bei Zingref, „Apothegmata“, Strassb.

*) Vgl. Vers 69:

„Ah, Corydon, Corydon! Quae te dementia cepit!“

„Korydon, Korydon, Ach! Welch Wahnsinn hat dich ergriffen!“

Wonach dann bei Juvenal 9, 102 „O Corydon, Corydon!“ so viel heisst, wie „O du Hans Narr!“ —

1626, S. 29 f.: „Eines Keysers wort will sich nit gebüren zutrehen oder zudeuteln“.

Zinngref berichtet, dass Konrad den Frauen der belagerten Stadt (Dez. 1140) erlaubt habe, mit dem, was sie auf den Schultern tragen könnten, frei abziehen. Als nun jede mit ihrem Mann auf dem Rücken herauskam, und man in den König drang, diese List nicht gelten zu lassen, habe er jenes Wort gesprochen. Die Erzählung ist unhistorisch. Zum „Hohenlied“, 1, 4 bringt schon der Midrasch eine ähnliche Anekdote; s. Tendlau „Das Buch der Sagen und Legenden jüdischer Vorzeit“, S. 54; Hertslet, „Treppenwitz d. Weltgeschichte.“ 4. Aufl. Berlin 1895, S. 202 ff. Vielleicht schwebte Bismarck der Bürgersche Vers vor, als er im ersten Vereinigten Landtag am 1. Juni 1847 von der „alten preussischen Volksmeinung“ sprach, „der ein Königswort mehr gilt, als alles Deuten und Drehen an dem Buchstaben der Gesetze“. —

Bürgers Ballade „Die Entführung, oder Ritter Karl von Eichenhorst und Fräulein Gertrude von Hochburg“ („Gedichte“, Göttingen 1778, S. 304) beginnt:

**Knapp', sattle mir mein Dänenross,
Dass ich mir Ruh' erreite. —**

In Bürgers Ballade „Der wilde Jäger“ (1778, Göttinger Musenalm. 1786, S. 188) stehen verschiedene Male die Verse:

Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und lässt vom Linken sich umgarnen,

wonach meist ungenau citiert wird:

„Lass dich vom Linken nicht umgarnen“. —

Aus Bürgers Ballade „Der Kaiser und der Abt“ (Göttinger Musenalm. 1785, S. 177) stammt:

**Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht,
Drei Männer umspannten den Schmerbauch ihm nicht;
Ein bleicher, hohlwangiger Werther;**

und: **Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht. —**

Bürgers „Trost“:

**Wenn dich die Lästertzunge sticht,
So lass dir dies zum Troste sagen:
Die schlechtesten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen nagen,**

stand zuerst im Göttinger Musenalm. für 1787, S. 7. —

Ludw. Heinr. Christoph **Höltys** (1748—76) 1775 verfasstes, im Vossischen Musenalm. für 1776 zuerst gedrucktes „Trinklied“ beginnt:

Ein Leben wie im Paradies. —

Ebenda 1777 erschien auch zuerst das 1776 gedichtete Lied „Aufmunterung zur Freude“:

Wer wollte sich mit Grillen plagen!

aus dem dann noch die Verse bekannt sind:

O, wunderschön ist Gottes Erde
Und wert, darauf vergnügt zu sein.

Ebenda 1778 steht Höltys ebenfalls 1776 gedichtetes Lied „Lebenspflichten“:

Rosen auf den Weg gestreut
Und des Harms vergessen!

Diese beiden Lieder fanden durch J. F. Reichardts Komposition die weiteste Verbreitung. —

Endlich finden wir im Vossischen Musenalm. von 1779 Höltys Lied „Der alte Landmann an seinen Sohn“:

Üb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,

das nach der Melodie des Liedes „Ein Mädchen oder Weibchen“ aus Mozarts „Zauberflöte“ (1791) gesungen zu werden pflegt. —

Christoph Friedrich **Bretzner** (1748—1807) dichtete für den Berliner Komponisten André 1780 einen Operntext „Die Entführung aus dem Serail“. Aus der von Gottlieb Stephanie dem Jüngeren (1741—1800) herührenden, von Mozart komponierten Umarbeitung dieses Buches (die erste Aufführung fand am 12. Juli 1782 in Wien statt) citieren wir:

Wer ein Liebchen hat gefunden,
Die es treu und redlich meint,
(Lohn es ihr durch tausend Küsse u. s. w.)

und: **Erst geköpft, dann gegangen;
Vivat Bachus, Bachus lebe!
Bachus war ein braver Mann! —**

Aus **Goethe** (1749—1832) sind folgende geflügelte Worte. In „Götz von Berlichingen“ (1773) 1. Akt, erwidert Götz den Wunsch Weislingens, er möge Freude an seinem Sohn Karl erleben, mit dem Spruche:

Wo viel Licht ist, ist starker Schatten. —

Kurz darauf antwortet Weislingen dem ihm mit den Worten: „Ein fröhlich Herz!“ zutrinkenden Götz:

Die Zeiten sind vorbei!

(vgl. das lächelnde „Tempi passati.“) —

Im „Wandsbecker Bothen“ vom 9. März 1774 steht ohne Überschrift das im Göttinger Musenalm. für 1775 S. 59 „Der unverschämte Gast“ und später „Der Recensent“ betitelte Gedicht Goethes, dessen Schluss lautet:

Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Rezensent. —

In Goethes „Clavigo“ (1774) 1, 1 sagt Carlos:

Man lebt nur einmal in der Welt;

und Akt 2 am Ende:

Da macht wieder jemand einmal einen dummen Streich. —

Im 4. Akt gegen Ende sind:

Luft! Luft! Clavigo!

die Worte der sterbenden Marie Beaumarchais. —

In „Dichtung und Wahrheit“ (14. Buch) gedenkt Goethe seines am 19. Juli 1774 gedichteten Schwankverses „Diné zu Coblenz“. Er schildert sich darin bei Tische zwischen Lavater und Basedow sitzend. Lavater belehrt einen Geistlichen über die Geheimnisse der Offenbarung; Basedow beweist einem Tanzmeister, dass die Taufe ein veralteter Gebrauch sei; Goethe widmet sich unterdessen den Genüssen der Mahlzeit:

**Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten. —**

In den „Leiden des jungen Werthers“ (1774) B. II, unterm 24. Dez. 1771 lesen wir: „Und das

Glänzende Elend,

die Langeweile unter dem garstigen Volke, das sich hier neben einander sieht!“

In Gellerts Fabel „Damokles“ (1746) hiess es schon:

„Bei aller Herrlichkeit stört ihn des Todes Schrecken
Und lässt ihn nichts, als teures Elend schmecken“.

Dies deutet weiterhin auf Ovid, der („Met.“ 11, 133) den Midas in Verzweiflung vor seinen in Gold verwandelten Speisen zum Bacchus beten lässt:

„Miserere, precor, speciosoque eripe damno“.

„Sei barmherzig und mach' mich frei von dem glänzenden Übel!“ —

In Jacobis „Iris“, Bd. 2, St. 1, Januar 1775, S. 73 steht Goethes Gedicht aus d. J. 1771 „Mit einem gemalten Band“:

Kleine Blumen, kleine Blätter,

darin die Worte:

**Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genug. —**

Ebenda Bd. 2, St. 3, März 1775, S. 161—224 erschien Goethes Singspiel „Erwin und Elmire“, das im 1. Aufzuge des 1. Aufzuges die Worte enthält:

**Ein Schauspiel für Götter,
(Zwei Liebende zu sehn!)**

Goethe mochte hierzu durch Gellerts Lustspiel „Die zärtlichen Schwestern“ (1747) angeregt worden sein, in dem es (2, 6) heisst: „Kann wohl ein schönerer Anblick sein, als wenn man zwei zärtliche sieht, die es vor Liebe nicht wagen wollen, einander die Liebe zu gestehen?“ Aber das „Schauspiel für Götter“ geht weit ins Altertum zurück. Die Vorstellung, dass der tapfere, mit dem Schicksale ringende Mann ein solches sei, ist bei den späteren Stoikern beliebt. Seneca, „de providentia“, cap. 2 sagt: „si aliquando impetum capiunt, spectant di magnos viros conculcantes cum aliqua calamitate . . . ecce spectaculum dignum ad quod respiciat intentus operi suo deus, ecce par dignum, vir fortis cum fortuna mala compositus, utique si et provocavit.“ — „Wenn sie die Lust treibt, betrachten die Götter grosse Männer, die mit einem Unheil ringen . . .

Das ist ein Schauspiel, wert der Betrachtung des auf sein Werk bedachten Gottes, das ein ihrer würdiges (Fechter-)Paar, ein tapferer Mann, der einem widrigen Geschick gegenübersteht, besonders wenn er es herausgefordert hat.“ Und die Kirchenväter übersetzen es ins Christliche. So sagt Cyprian († 257; epist. 56, cap. 8, Migno IV S. 366), im Gegensatz zu den Ehren eines weltlichen Wettkampfes: „Ecece agone sublimis et magnus et coronae coelestis premio gloriosus ut spectet nos certantes Deus, et super eos quos filios facere dignatus est oculos suos pandens certaminis nostri spectaculo perfruat. Praeliantes nos et fidei congressione pugnantem spectat Deus, spectant angeli eius, spectat et Christus.“ —

In der „Iris“ (a. a. O. S. 242) steht auch das Gedicht „Neue Liebe, neues Leben“ mit dem Anfangsvers:

Herz! mein Herz? was soll das geben? —

Aus Goethes Ballade „Der Fischer“ (in „Volks- und andere Lieder, mit Begl. d. Fortepiano. In Musik ges. von Siegm. Frh. v. Seckendorff“, Weimar 1779, S. 4, in demselben Jahre von Herder, „Volklieder“, 2. T., S. 3, als „Das Lied vom Fischer“ wieder abgedruckt) wird citiert:

Kühl bis ans Herz hinan!

und:

Da war's um ihn gesehn:

Halb zog sie ihn, halb sank er hin. —

Aus Goethes erstem der beiden „Wandrer's Nachtlid“ genannten Gedichte (am 12. Febr. 1776 schon an Frau von Stein gesandt, unter dem Titel „Um Friede“ zuerst gedruckt in J. K. Pfenningers „Christl. Magazin“, Bd. 3, St. 1, Zürich 1780, S. 243 mit der Komposition von Phil. Chr. Kayser) stammt:

Ach, ich bin des Treibens müde! —

Das von Goethe in der Nacht vom 6. zum 7. Sept. 1780 mit Bleistift an die Innenwand des Jagdhäuschens auf dem Gickelhahn bei Ilmenau geschriebene, erst 1815 in den „Werken“ T. 1, S. 99 unter der Überschrift „Ein gleiches“ gedruckte Lied:

Über allen Gipfeln
Ist Ruh'

schliesst:

Warte nur, balde
Ruhest du auch. —

Aus der Ballade „Erkönig“ (1782 im Singspiel „Die Fischerin“ erschienen, 1781 gedichtet) wird citiert:

Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt. —

Aus dem Gedichte „Das Göttliche“ (zuerst im Tiefurter Journal, 1782, No. 40) citieren wir:

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut. —

Am 16. März 1787 schrieb Goethe in Bezug auf seine „Iphigenie“ in Caserta:

So eine Arbeit wird eigentlich nie fertig. —

„Iphigenie“ (1787) bietet in 1, 1 die Worte der Titelheldin:

Das Land der Griechen mit der Seele suchend,

desgleichen in 1, 2:

Ein unnütz Leben ist ein früher Tod

und:

Das Wenige verschwindet leicht dem Blick,
Der vorwärts sieht, wie viel noch übrig bleibt,

ferner die des Arkas:

Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort
Der Frauen weit geführt. —

In Goethes „Iphigenie“ 1, 3 stehen die Worte des Thoas:

Du sprichst ein grosses Wort gelassen aus

und:

Man spricht vergebens viel, um zu versagen;
Der andre hört von allem nur das Nein;

in 2, 1 die Worte des Pylades:

Lust und Liebe sind die Fittiche
Zu grossen Thaten;

endlich 3, 1 die Worte des Orest an Iphigenie:

Zwischen uns sei Wahrheit

die Friedrich Wilhelm IV., der belesene Fürst, am 11. April 1847 dem vereinigten Landtage zurief. —

Das Beste ist gut genug

ist entnommen aus Goethes „Italiänischer Reise“, unter „Neapel“, am Ende des 2. Briefes vom 3. März 1787, wo es heisst: „In der Kunst ist das Beste gut genug“. — Aristophanes, der Dichter des von Goethe 1787 übersetzten Lustspiels „Die Vögel“ wird im Epiloge zu dieser Übersetzung von Goethe

**der ungezogene
Liebling der Grazien**

genannt, ein Wort, das später gern auf Heinrich Heine angewendet wurde. Vielleicht zuerst 1846 von L. Schücking (s. dessen „Lebenserinnerungen“ 1886. Bd. 2, S. 137 und 140). —

In Goethes „Egmont“ (1788), 2 g. E., sagt Egmont:

(Das ist) ein fremder Tropfen in meinem Blute. —

Clärchens Lied in Goethes „Egmont“ 3, 2:

**Freudvoll
Und leidvoll,
Gedankenvoll sein;
Langen
Und bangen
In schwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt,
Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt,**

wurde uns zu einer Kette von „Geflügelten Worten“. „Langen“ hat hier die Bedeutung von „Verlangen tragen“, „sich sehnen“ (englisch: to long), und wird oft in „Hangen“ verändert.

Geschah dies zuerst durch Beethoven, der 1810 die Musik zum Egmont mit dieser Veränderung drucken liess? In der Handschrift des Egmont auf der Königl. Bibliothek zu Berlin steht von Goethes Hand: „Langen“;

„Hangen“ wurde wohl durch die „schwebende Pein“ hervorgerufen. Das Volk singt wie der vermeintliche Schneidergeselle in Heines „Harzreise“ (1824):

Freudvoll und leidvoll,
Gedanken sind frei.

„Zum Tode betrübt“ entlehnte Goethe den Worten Jesu (Matth. 26, 38; Mark. 14, 34):

„Meine Seele ist betrübt bis an den Tod.“ —

Egmonts Worte in derselben Scene:

Ich versprach dir, einmal spanisch zu kommen

werden von demjenigen citiert, der mit einem Rohrstocke droht. —

Auch sind die gegen Ende des 5. Aktes von Egmont gesprochenen Worte zu verzeichnen:

Süßes Leben! schöne freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens! von dir soll ich scheiden! —

Aus dem Singspiele „Die ungleichen Hausgenossen“, an dem Goethe 1785—89 arbeitete, ist das zuerst in Schillers Musen-Almanach für 1796 veröffentlichte Gedicht: „Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel“. Daraus führen wir an die Worte eines „Erfahrenen“:

Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie, auf mein Wort.
Und wer rasch ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort.
Doch, wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt. —

Aus dem 1789 im 8. Bd. von „Goethes Schriften“ (Lpz., Göschen) erschienenen Gedichte „Beherrigung“ wird die Schlussstrophe citiert:

Eines schickt sich nicht für alle!
Sche jeder, wie er's treibe,
Sche jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, dass er nicht falle.

Der letzte Vers beruht auf 1. Korinther 10, 12: „Wer sich lässt dünken, er stehe, mag wohl zusehen, dass er nicht falle“, während der erste Vers aus lateinischer Quelle geflossen zu sein scheint. Vgl. Cicero „pro Roscio

Amerino“ 42, 122: „Non in omnes arbitror omnia convenire“; Properz 4, 9, 7: „Omnia non pariter rerum sunt omnibus apta“; Tacitus „Ann.“ 6, 54: „Non eadem omnibus decora“ und Plinius „Epist.“ 6, 27: „Non omnibus eadem placent, nec conveniunt quidem“. —

Unmittelbar hinter diesem Gedichte stand dasjenige, welches jetzt „Erinnerung“ heisst:

Willst du immer weiter schweifen?
 Sieh', das Gute liegt so nah.
 Lerne nur das Glück ergreifen:
 Denn das Glück ist immer da. —

Das Gedicht: „Frisches Ei, gutes Ei“ endigt:

Begeisterung ist keine Heringsware,
 Die man einpökelt auf einige Jahre. —

Das Gedicht: „Wie du mir, so ich dir“ heisst:

Mann mit zugeknöpften Taschen,
 Dir thut niemand was zu lieb;
 Hand wird nur von Hand gewaschen;
 Wenn du nehmen willst, so gib!

Vgl.: „manus manum lavat“. —

Aus Goethes „Tasso“ (1790) citieren wir:

Du siehst mich lächelnd an, Eleonore,
 (Und siehst dich selber an und lächelst wieder); (1, 1)

Ein edler Mensch zieht edle Menschen an
 Und weiss sie festzuhalten; (1, 1)

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
 Ist eingeweiht; (nach hundert Jahren klingt
 Sein Wort und seine That dem Enkel wieder); (1, 1)

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
 Sich ein Charakter in dem Strom der Welt; (1, 2)

(Doch — haben alle Götter sich versammelt
 Geschenke seiner Wiege darzubringen:)

Die Grazien sind leider ausgeblieben. (2, 1) —

Das 2, 1 vorkommende:

„So fühlt man Absicht, und man ist verstimmt“

wird in der Form citiert:

Man merkt die Absicht, und man wird verstimmt. —

In derselben Scene finden wir das Wort Tassos:

Erlaubt ist, was gefällt,

was dem

libito fè licito

aus Dantes „Hölle“ V, 55 nachgeahmt zu sein scheint, aber von Goethe aus Tassos Schäferspiel „Aminta“ entnommen ist, worin die zweite Strophe des Chorliedes am Ende des ersten Actes mit den Worten schliesst:

„ein goldnes, glückliches Gesetz,

Das die Natur schrieb: Wenn's gefällt, so ziemt's,“

wie überhaupt die begeisterten Worte über die goldene Zeit, die Goethe hier dem Tasso in den Mund legt, eine Umschreibung dieses Chorgesanges sind. Zu Gruude liegt wohl dem allem das freche „si libet, licet“, was Julia zu ihrem Stiefsohn Caracalla sagte, als er sie zum Weibe begehrte (bei Spartian: „Antonin. Caracalla“, c. 10).

Die Prinzessin erhebt dann bei Goethe sofort den Spruch des Dichters zu dem einfach schönen:

Erlaubt ist, was sich ziemt,

wozu sie ihm den Weg durch die Worte weiset:

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,

So frage nur bei edlen Frauen an.

Die Gegenüberstellung des „Erlaubt ist, was gefällt“, und des „Erlaubt ist, was sich ziemt“, verdankte Goethe entweder dem Schäferdrama „Il pastor fido“ (1585) des Guarini (Mailand 1807. S. 368 ff.), der in bewusstem Gegensatze zu Tassos Worten singt: „Wenn es sich ziemt, gefäll's“ („piaccia, se lice“), oder er entnahm es diesen ihm wohl durch Herder zugänglich gemachten Versen des Jakob Balde (1603—1668; „Poemata“ Colon. 1660. „Lyric.“ IV, Od. 14. Str. 12):

„Ardente Roma: QVOD LIBET, HOC LICET

Clament NERONES; QVOD LICET, HOC LIBET,

TRAIANE, diceas. At nec omne

Quod licet, hoc libeat regenti.“

Herder arbeitete, ehe der „Tasso“ erschien, an einer Übersetzung des Balde. In der „Terpsichore“ I. T. 1795 lautet bei ihm die obige Strophe („Sämtl. Werke“, her. v. B. Suphan, Bd. 27, S. 67):

„Neronen singen, während dem Brande Roms:

„Erlaubt ist, was beliebt.“ Mein König singt:

„Nur was erlaubt ist, das beliebt mir.“

Königen auch ist erlaubt nicht alles.“ —

Aus Goethes „Faust. Ein Fragment“. (Echte Ausgabe. Leipzig, Göschen. 1790) wird citiert:

Nacht.

- Faust:* Mit heissem Bemüh'n.
 Da steh' ich nun, ich armer Thor!
 Und bin so klug als wie zuvor.
 Es möchte kein Hund so länger leben!
 (*Dass ich erkenne,*) was die Welt
 Im Innersten zusammen hält.
 Urväter Hausrat.
 Welch Schauspiel! aber ach! ein Schauspiel nur!
 Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!
- Geist:* Wer ruft mir?
 (*So schaff ich*) am sausenden Webstuhl der Zeit.
 Du gleichst dem Geist, den du begreifst.
- Faust:* Fülle der Gesichte.
 Der trockne Schleicher.
 Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.
 Mit urkräftigem Behagen.
 Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
 Wenn es euch nicht von Herzen geht.
- Wagner:* (*Allein*) der Vortrag macht des Redners Glück.
- Faust:* (*Sei er kein*) schellenlauter Thor.
 Es trägt Verstand und rechter Sinn
 Mit wenig Kunst sich selber vor.
- Wagner:* (*Und*) wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht.
- Faust:* Was ihr den Geist der Zeiten heisst,
 Das ist im Grund der Herren eigner Geist. —

Faust. Mephistopheles.

(Seit der Ausgabe von 1808: Studierzimmer.)

- Mephist.*: Ich sag' es dir: ein Kerl, der spekuliert,
 Ist wie ein Tier, auf (*einer Heide*. *Seit 1808:*) dürrer Heide
 Von einem bösen Geist im Kreis herum geführt,
 Und rings umher liegt schöne grüne Weide.
 Verachte nur Vernunft und Wissenschaft! —

(Schülerscene.)

- Mephist.*: In spanische Stiefeln eingeschnürt.
Mephist.: Irrlichteliere(n).
 Fehlt leider nur das geistige Band.

- Schüler:* Mir wird von allem dem so dumm,*)
Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.
- Schüler:* Denn was man schwarz auf weiss besitzt
Kann man getrost nach Hause tragen.
- Mephist.:* Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort.
- Mephist.:* (*Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage.*)
Weh dir, dass du ein Enkel bist!
(*Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage.*)
- Mephist.:* Am besten ist's auch hier, wenn ihr nur Einen hört
Und auf des Meisters Worte schwört.
(vgl. Horaz „Epist.“ I, 1, 14, „iurare in verba magistri“.)
Im Ganzen — haltet euch an Worte!
- Mephist.:* Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Mit Worten lässt sich trefflich streiten.
- Mephist.:* Ich bin des trocknen Tons nun satt.
- Mephist.:* Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen.
- Mephist.:* Doch der den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann.
- Mephist.:* Besonders lernt die Weiber führen;
Es ist ihr ewig Weh und Ach
So tausendfach
Aus einem Punkte zu kurieren.
- Schüler:* Das sieht schon besser aus! Man sieht doch, wo und wie.
- Mephist.:* Grau, teurer Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.
- Mephist.:* (*Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muhme, der Schlange.*)
Dir wird gewiss einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange!
- Mephist.:* Sobald du dir vertraust, sobald weisst du zu leben. —

Auerbachs Keller in Leipzig.

- Siebel:* (*Fühlt man erst recht*) des Basses Grundgewalt.
- Brander:* Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied!
- Brander:* Hatte sich ein Ränzlein angemäst
Als wie der Doktor Luther.
- Mephist.:* (*Mit*) wenig Witz und viel Behagen.
Im engen Zirkeltanz.

*) In den späteren Bearbeitungen: von alle dem.

Frosch: **Mein Leipzig lob' ich mir!
Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute.**

Schon in einer Beschreibung Leipzigs vom Jahre 1768 heisst es „Paris im Kleinen“ (Düntzers Faust, 2. Aufl.), und in dem seltenen Buche „Gepriesenes Andenken von Erfindung der Buchdruckerey“, Lpz. 1740, singt der Magister und Rektor in Sangerhausen Christian Gottlob Kändler (S. 139):

„So schlecht der Fremde von uns spricht,
So untersteht er sich doch nicht,
Was Leipzig drucket zu verschmähen,
Papier und Littern sind zu schön,
Er denkt zum Schluss: Paris zu sehen,
Allein er siehet Leipzig stehn“.

Mephist.: **Den Teufel spürt das Völkchen nie,
Und wenn er sie beim Kragen hätte,
Spanien, das Land des Weins und der Gesänge,**

entwickelte sich aus den Worten des Mephistopheles:

„Wir kommen erst aus Spanien zurück,
Dem schönen Land des Weins und der Gesänge“

Frosch: **Denn wenn ich judizieren soll,
Verlang' ich auch das Maul recht voll.**

Branter: **Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern.**

Alle singen: **Uns ist ganz kannibalisch wohl
Als wie fünfhundert Säuen. —**

Hexenküche.

Mephist.: (Auch) die Kultur, die alle Welt beleckt,
(Hat auf den Teufel sich erstreckt).

Mephist.: **Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben.**

Mephist.: **Dies ist die Art, mit Hexen umzugehn.**

Mephist.: (Denn) ein vollkommner Widerspruch
Bleibt gleich geheimnisvoll für Kluge wie für Thoren.

Mephist.: **Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.**

Mephist.: **Du siehst, mit diesem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe. —**

Strasse.

Faust: **Mein schönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit ihr anzutragen?**

Mephist.: **Gleich schenken? Das ist brav! Da wird er reussieren! —
Büchmann, Geflügelte Worte. 20. Aufl.**

Abend.

- Faust:* In dieser Armut welche Fülle!
Margarete: Die Augen gingen ihm über,
 So oft er trank daraus.
Die Augen thäten ihm sinken,
 Trank nie einen Tropfen mehr.^{*)}
Margarete: Nach Golde drängt,
 Am Golde hängt
 Doch alles! Ach wir Armen.

Spaziergang.

- Mephist.:* Die Kirche hat einen guten Magen.

Der Nachbarin Haus.

- Mephist.:* Ihr Mann ist tot und lässt Sie grüssen.
Mephist.: Es ist eine der grössten Himmelsgaben,
 So ein lieb Ding im Arm zu haben.
(In späteren Ausgaben: 's ist u. s. w.)
Margarete: Das ist des Landes nicht der Branch.
Mephist.: Durch zweier Zeugen Mund
 Wird allerwegs die Wahrheit kund.

(Dies ruht auf 5. Mos. 19, 15: „Es soll kein einzelner Zeuge wider jemand auftreten, sondern in dem Munde zweier oder dreier Zeugen soll die Sache bestehen“ und auf Joh. 8, 17: „Auch stehet in eurem Gesetz geschrieben, dass zweier Menschen Zeugnis wahr sei“. Vgl. 5. Mos. 17, 6; Matth. 18, 16; 2. Kor. 13, 1; 1. Tim. 5, 19.)

- Faust:* Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge,
 Behält's gewiss. —

Gretchens Stube.

- Gretchen:* Meine Ruh' ist hin,
 Mein Herz ist schwer. —

Marthens Garten.

- Faust:* Name ist Schall und Rauch,
 Umnebelnd Himmelsgut.
Margarete: Du hast kein Christentum.

*) Nach „Dichtung und Wahrheit“ hat Goethe den „König in Thule“ 1774 gedichtet. Gedruckt erschien er zuerst in „Volks- und andere Lieder. In Musik gesetzt von Siegm. Frh. v. Seckendorff“. (3. Samml., Dessau 1782.) Hier lautet der letzte Vers: „Trank keinen Tropfen mehr“.

- Margarete:* Es thut mir lang schon weh',
Dass ich dich in der Gesellschaft seh'.
- Faust:* Es muss auch solche Künze geben.
- Faust:* (Du) Ahnungsvoller Engel (du)!
- Faust:* Du hast nun die Antipathie!
- Margarete:* Ich habe schon so viel für dich gethan,
Dass mir zu thun fast nichts mehr übrig bleibt.
- Mephist.:* Die Mädels sind doch sehr interessiert,
Ob einer fromm und schlicht nach altem Brauch.
Sie denken, duckt er da, folgt er uns eben auch.
- Faust:* (Du) Spottgeburt von Dreck und Feuer!
- Mephist.:* Hab' ich doch meine Freude d'ran! —

Wald und Höhle.

- Faust:* So tauml' ich von Begierde zu Genuss,
Und im Genuss verschmacht ich nach Begierde. —

Dom.

Gretchen: Nachbarin! Euer Fläschchen! —
Aus Goethes 1794 erschienenem „Reineke Fuchs“
stammt:

Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen. —

Nach Goethes Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“
(1795 und 96) und seiner Fortsetzung „Wilhelm Meisters
Wanderjahre, oder Die Entsagenden“ (1821) sind die
Worte

Lehrjahre und Wanderjahre

typisch geworden. —

Im 11. Kap. des 2. Buches von „Wilhelm Meisters Lehr-
jahren“ kommt in dem am Schlusse stehenden Liede
des Harfenspielers (gedichtet 1782) vor:

Ich singe, wie der Vogel singt

und: O Trank der süssen Labe!

Das Lied erhielt später unter „Balladen“ den Titel:
„Der Sänger“. Hier sind die Worte verändert in:

O Trank voll süsser Labe! —

Die Worte des Harfenspielers in „Wilhelm Meisters
Lehrjahren“ 2, 13:

Wer nie sein Brot mit Thränen ass,
 Wer nie die kummervollen Nächte
 Auf seinem Bette weinend sass,
 Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte

schrieb die Königin Luise in ihr Tagebuch, als sie auf der Flucht nach Königsberg am 3. Dez. 1806, von einem Schneesturm überfallen, zu Ortelsburg in ein Bauernhaus einkehren musste. Goethe spricht sich bewegt hierüber aus in den „Sprüchen in Prosa“ (n. 153. Werke 19, 43. Hempel. Vgl. „Du speisest sie mit Thränenbrot“ Ps. 80, 6 und „Der Betrüben Brot“ Hosea 9, 4). —

Aus der sich bei Goethe anschliessenden Strophe:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
 Ihr lasst den Armen schuldig werden,
 Dann überlasst ihr ihn der Pein;
 Denn alle Schuld rächt sich auf Erden

ist der letzte Vers sehr bekannt. Dahinter steht bei Goethe ein anderer Gesang des Harfenspielers, welcher beginnt:

Wer sich der Einsamkeit ergiebt,
 Ach! der ist bald allein! —

Das Land, wo die Citronen blüh'n,

ist aus dem Liede „Mignon“ („Wilhelm Meisters Lehrjahre“ 3, 1): „Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n?“ — In der 2. Strophe heisst es:

Was hat man dir, du armes Kind, gethan?

und in der 3.:

Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,

was auf unklare Menschen angewendet zu werden pflegt. — In „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ 4, 9 stehen Philines Worte:

Wenn ich dich lieb habe, was geht's dich an!

Goethe citirt sie in „Wahrheit und Dichtung“, 14. Buch, also: „Jenes wunderliche Wort (Spinozas): „Wer Gott recht liebt, muss nicht verlangen, dass Gott ihn wieder liebe“, mit allen den Vordersätzen, worauf es ruht, mit allen den Folgen, die daraus entspringen, erfüllte mein ganzes Nachdenken. Uneigennützig zu sein in allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, so dass jenes freche spätere Wort

Wenn ich dich liebe, was geht's dich an

mir recht aus dem Herzen gesprochen ist“. Das Wort Spinozas steht in seiner Ethik, pars V, propositio XIX in der Form: „Qui Deum amat, conari non potest, ut Deus ipsum contra amet“. —

Wir citieren die Überschrift des 6. Buches von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“, wenn wir (meist mit einem leisen ironischen Beigeschmack)

Bekenntnisse einer schönen Seele

sagen.

Die

Schöne Seele

selbst aber, die, wenn wir sie noch citieren, hauptsächlich auf dieser Stelle beruht, geht viel weiter hinauf.

Plato braucht zuerst die Ausdrücke *ψυχή καλή* („Gastm.“ p. 209 B) und *καλλος ψυχής* („Staat“ IV p. 444 D), und Plotin († 270 n. Chr.) sagt („Ennead.“ I, 6, 9; Kirchhoff I, S. 12): „ὅθ' γὰρ πρόποτε εἶδεν ὀφθαλμὸς ἥμιον, ἡμισιδῆς μὴ γεγενημένος, οὐδὲ τὸ καλὸν ἐν ἴδοι ψυχῇ μὴ καλῇ γενομένη“ („Nie hätte das Auge je die Sonne gesehen, wäre es nicht selbst sonnenhafter Natur; und ebensowenig kann die Seele das Schöne sehen, wenn sie nicht selbst schön ist“); aber für den Ursprung des modernen Gebrauchs dieses Ausdrucks kommt keiner von beiden in Betracht. Wie Erich Schmidt („Richardson, Rousseau und Goethe“, Jena 1875, S. 318 ff.; vgl. auch Grimms Wb. IV, 1, 2 S. 2706. IX, S. 1479) nachgewiesen hat, laufen von dem englischen Moralphilosophen Shaftesbury (1671—1713; „beauty“ = seelische Vollkommenheit) über Richardson (1689—1761; „beauty of the heart“, mit Wandlung des Begriffs ins Christliche) einerseits, von der mittelalterlichen Mystik (bei der nach ihrer Deutung des Hohen Liedes die Seele, als Braut Christi, „schön“ sein muss) über den Pietismus des 17. und 18. Jahrh. andererseits die Fäden in Wieland zusammen, der zuerst am 11. Jan. 1757 an den Ritter von Zimmermann schrieb: „... eine recht Englische Unschuld und Güte des Herzens, alles was man unter dem Wort Schönheit der Seele versteht“. („Ausgew. Briefe“, Zürich 1815. Bd. 1, S. 240.) Von Wieland und den mit ihm während seiner Schweizer Periode (1752—60) befreundeten Kreisen wird nun der Ausdruck „Schöne Seele“ in Umlauf gebracht. Verstärkend wirkt Rousseau, in dessen Roman „Julie, ou la nouvelle Héloïse“ (1759) die Liebenden so viel von der „belle âme“ sprechen. Aber auch bei Rousseau ist das Wort nicht original. Er konnte es durch Bayle (1647—1706) haben, der z. B. („Oeuvres div.“, 1727, III 104) Guarinis „alma ben nata“ („Pastor fido“, Atto III Sc. 4) schon mit „belles âmes“ übersetzt. Bayle aber stand wieder mit Shaftesbury seit dessen Aufenthalt in Holland 1689 in Verbindung. —

Aus Goethes „Hermann und Dorothea“ (Okt. 1797 im „Taschenbuch für 1798“, Berlin b. Fr. Vieweg d. ä., erschienen) citieren wir (VII, „Erato“):

Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung! —

Mit seinem am 17. Mai 1796 gedichteten, in Schillers Musenalm. auf 1797, S. 68 erschienenem Gedicht:

Musen und Grazien in der Mark

verspottete Goethe die platten Natürlichkeiten in des Predigers Friedr. W. A. Schmidt zu Werneuchen (vgl. unten) Poesien, die in dessen „Kalender der Musen und Grazien“ erschienen. —

Goethes Ballade „Der Zauberlehrling“ (zuerst in Schillers Musenalmanach für 1798, S. 32) enthält die Worte:

**Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los;**

und aus seiner Ballade „Der Schatzgräber“ (zuerst ebenda S. 46) wird citiert:

Arm am Beutel, krank am Herzen

und:

**Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! Frohe Feste! —**

Aus Goethes Sonett in „Was wir bringen“ (Vorspiel bei Eröffnung des neuen Schauspielhauses zu Lauchstädt: 26. Juni 1802; 19. Auftritt) wird citiert:

In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.

Dies Sonett befindet sich mit dem Titel „Natur und Kunst“ auch in dem „Epigrammatisch“ überschriebenen Abschnitte seiner Gedichte. —

Im Wieland-Goetheschen „Taschenbuch auf das Jahr 1804“, S. 97 steht Goethes „Tischlied“ zum 22. Jan. 1802:

**Mich ergreift, ich weiss nicht wie,
Himmliches Behagen;**

und S. 113 das Gedicht „Schäfers Klagelied“, das nach Zelters „Briefwechsel mit Goethe“ (I, S. 21 und 41) schon 1802 bekannt war. Am Ende der zweiten Strophe befinden sich die das träumende Hinabwandeln des Schäfers vom Berge schildernden Zeilen:

**Ich bin heruntergekommen
Und weiss doch selber nicht wie,**

die wir in ganz anderem Sinne („heruntergekommen“ in übertragener Bedeutung) citieren. —

Aus Goethes (ebenda S. 115 zuerst erschienenem) Gedichte „Trost in Thränen“ wurde üblich:

**Wie kommt's, dass du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?**

und:

Die Sterne, die begehrt man nicht.

S. 150 ebenda lässt Goethe am Ende des Gedichtes „Frühlingsorakel“ den Kuckuck seinen eigenen Namen

Mit Grazie in infinitum

wiederholen. —

Aus dem zu Schillers Todtenfeier am 10. Aug. 1805 von der Lauchstädter Bühne erklingenen Goetheschen „Epiloge zu Schillers Glocke“ blieben die folgenden Worte der vierten Strophe haften:

**Denn er war unser! (Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!)**

**Und hinter ihm in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.**

Erschienen im „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1806“ her. v. Huber, Lafontaine, Pfeffel u. A., Tübingen, J. G. Cotta; wiederholt und erneut bei der Vorstellung am 10. Mai 1815; abgedruckt in den „Sämtl. Werk.“ 6, 423. Stuttg. u. Tüb., J. G. Cotta 1840. —

Das zuerst in den „Werken“ 1806, T. 1, S. 98, erschienene Gedicht Goethes „Vanitas! Vanitatum vanitas!“ (vgl. oben S. 41) beginnt, unter Anlehnung an

des Joh. Pappus (1549—1610) Kirchenlied „Ich hab' mein' Sach' Gott heimgestellt“:

Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt. —

Aus dem in Tübingen 1808 bei Cotta (8. Band von Goethes Werken) erschienenen „Faust“ wird citiert:

Zueignung (gedichtet 1797).

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten. —

Vorspiel auf dem Theater.

Direktor: (Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt.
Allein) sie haben schrecklich viel gelesen.

Dichter: Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.

Direktor: Wer vieles bringt, wird Manchem etwas bringen.

Lustige Person: Greift nur hinein ins volle Menschenleben!

Lustige Person: Und wo ihr's packt, da ist's interessant.

Lustige Person: Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
Ein werdender wird immer dankbar sein.

Direktor: Der Worte sind genug gewechselt,
Lasst mich auch endlich Thaten seh'n. —

Prolog im Himmel.

Der Herr: Es irrt der Mensch, so lang er strebt.

Der Herr: Ein guter Mensch, in seinem dunkeln Drange,
Ist sich des rechten Weges wohl bewusst.

Der Herr: Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.

Mephist.: Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern. —

Faust. Der Tragödie erster Teil.

Nacht.

Wagner: Zwar weiss ich viel, doch möcht' ich alles wissen.

Faust: Was du ererbst von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.
Was man nicht nützt, ist eine schwere Last.
Ich grüsse Dich, Du einzige Phiole!

Faust: Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
Das Wunder ist des Glaubens Hebstes Kind.
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder! —

Vor dem Thor.

Schüler: Ein starkes Bier, ein reizender Tobak
Und eine Magd im Putz, das ist nun mein Geschmack.

Erster: Die Hand, die Samstags ihren Besen führt,
Wird Sonntags dich am besten karessieren.

Bürger: Nein, er gefällt mir nicht, der neue Burgemeister!

Andrer Bürger: (Wenn) hinten, weit in der Türkei
Die Völker aufeinander schlagen.

Faust: Vom Eise befreit sind Strom und Bäche.
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.

Wagner: Mit Euch, Herr Doktor, zu spazieren,
Ist ehrenvoll und bringt Gewinn.

Faust: . . . ein dunkler Ehrenmann.

Faust: Was man nicht weiss, das eben brauchte man,
Und was man weiss, kann man nicht brauchen.

Faust: Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust.
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält mit derber Liebestust
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Schon Wieland lässt in dem lyrischen Drama „Die Wahl des Herkules“ (1773) diesen zwischen Tugend und Begehrlichkeit schwankenden Halbgott ausrufen:

„Zwei Seelen — ach, ich fühl' es zu gewiss!
Bekämpfen sich in meiner Brust
Mit gleicher Kraft.“

Und lange vor Wieland singt Racine (1639—1699) im dritten Gesange seiner „Cantiques spirituels“, „Plainte d'un Chrétien sur les contrariétés qu'il éprouve au dedans de lui-même“, den er dem 7. Kapitel des „Römerbriefes“ entlehnte, wo Paulus den Kampf seines inneren und äusseren Menschen schildert:

„Mon Dieu, quelle guerre cruelle!
Je trouve deux hommes en moi:
L'un veut, que plein d'amour pour toi,
Mon coeur te soit toujours fidèle, —
L'autre, à tes volontés rebelle,
Me révolte contre la loi.“

„L'un tout esprit et tout céleste,
Vent, qu'au ciel sans cesse attaché,
Et des biens éternels touché,
Je compte pour rien tout le reste,
Et l'autre par son poids funeste
Me tient vers la terre penché“.

Wieland und Goethe setzten für „deux hommes“ unwillkürlich „deux âmes“ als den üblichen Begriff. Sie kannten wohl die Lehre des Mani (3. Jahrh. n. Chr.), von deren Anhängern Balthasar Bekker („Bezauberte Welt“ I. Buch, XVIII. Hauptstück § 7; holländ. Amsterd. 1691, deutsch 1693 sagt: „Sie halten gar dafür, dass jeder Mensch zwei Seelen habe, deren eine allezeit wider die andere streite“. Und beide hatten gewiss in Xenophons „Cyropaedie“ VI, 1, 41 des wider Willen sündhaft verliebten Araspes Vermutung gelesen, „er müsse ohne Frage zwei Seelen haben (*δύο γάρ, ἕφη, ὃ Κῦρος, σαφῶς ἔχω ψυχάς*), denn eine Seele könne nicht böse und gut sein, noch zugleich etwas wollen und es auch nicht wollen.“ Bereits in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ (1793—1795) lässt Goethe den „Alten“ von „Ferdinand“ sagen, er habe seiner Eltern grundverschiedene Gemütsarten in sich vereinigt, so dass „seine Freunde zu der Hypothese ihre Zuflucht nehmen mussten, dass der junge Mann wohl zwei Seelen haben mochte“; und weiterhin heisst es da: „die gute Seele schien die Oberhand zu gewinnen“. Hierzu brauchte Goethe Racine nicht; seine Faustworte aber strömen klar aus jener Quelle. —

Faust: (Du hast wohl recht:) Ich finde nicht die Spur
Von einem Geist, und alles ist Dressur. —

Studierzimmer.

Faust: Knurre nicht, Pudel!

Faust: mein geliebtes Deutsch.

Mephist.: Wozu der Lärm? was steht dem Herrn zu Diensten?

Faust: Das also war des Pudels Kern!

Faust: Der Kasus macht mich lachen.

Mephist.: Ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Mephist.: Der Geist, der stets verneint!

Mephist.: Alles, was entsteht,
Ist wert, dass es zu Grunde geht.

Mephist.: Beisammen sind wir, fanget an!

Mephist.: Du bist noch nicht der Mann, den Teufel fest zu halten! —

Studierzimmer.

Mephist.: Allwissend bin ich nicht; doch viel ist mir bewusst.

Faust: Was willst du armer Teufel geben?

In der Sitzung des Reichstages vom 17. Sept. 1878 sagte Bismarck: „Was kannst du armer Teufel geben?“ Seitdem pflegt man das Wort in dieser Form zu citieren.

Faust: Verweile doch! Du bist so schön!

(Vgl. T. II, 5 „Grosser Vorhof des Palastes“.)

Mephist.: Blut ist ein ganz besondrer Saft.

Schon in Christian Heinrich Postels Singspiel „Die Gross-Muthige Thalestris oder Letzte Königin der Amazonen“ (Hamburg. Vorgestellt anno 1690) heisst es im „anderen Auftritt“:

„Blut ist der Saft vor allen Säften,
Der tapfren Muth im Herzen kann ernähren“. —

Hexenküche.

Mephist.: Ein stiller Geist ist Jahre lang geschäftig;
Die Zeit nur macht die feine Gährung kräftig.

Tiere: (Wir kochen) breite Bettelsuppen. —

Nacht.

Valentin: Nun soll es an ein Schädelspalten!

Mephist.: Heraus mit Eurem Flederwisch!

Walpurgisnacht.

Mephist.: süsser Pöbel.

(G. v. Loeper führt dies Wort in seiner Angabe des Faust auf ein „douce plebe“ im Ariost zurück, giebt aber keine Stelle an. Bolza, „Manuale Ariostesco“, Ven. 1866, führt diese Verbindung unter „plebe“ nicht auf.)

Mephist.: Die Müh' ist klein, der Spass ist gross.

Mephist.: Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben.

(Vgl. „Maximes et réflexions morales du Duc de La Rochefoucauld“ 1782, No. 43 „L'homme croit souvent se conduire lorsqu'il est conduit“.) —

Feld.

Mephist.: Sie ist die erste nicht. (Nicht Goethes Erfindung, sondern ein altes Wort.) —

Kerker.

Faust: Der Menschheit ganzer Jammer fasst mich an.

Margarete: Heinrich! Mir graut's vor dir. —

Durch Goethes 1809 erschienenen Roman „Die Wahlverwandtschaften“ ist die Bezeichnung der Ursache chemischer Verbindungen der Elemente mit einander,

Wahlverwandtschaften

(die Goethe selbst im 4. Kapitel darlegt), in übertragenem Sinne für Verhältnisse zwischen Personen üblich geworden.

Nach Strehlkes Vorrede zu seiner Ausg. der „Wahlv.“ (Hempelsche Ausg., T. 15, S. 9) hätte Heinrich Tabor in seiner Übersetzung von Torbern Bergmans Aufsatz „De attractionibus electivis“ („Nova Acta R. Soc. Upsal.“ II, 1775, S. 159; aufgenommen in dessen „Opuscula phys. et chem.“ III, Ups. 1783, S. 291) das Wort in die deutsche Sprache eingeführt. In „Bergmanns Kleinen Phys. u. Chym. Werken“ Bd. 3, 360 ff., Frankf. a. M. 1785 findet es sich aber nicht. Dort ist nur von „Attraction“, „Adfinitäten“, „auswählenden Attractionen“, „Verwandtschaften“ die Rede. —

Das Bild

der rote Faden

erklärt Goethe in den „Wahlverwandtschaften“, II, 2, also:

„Wir hören von einer besonderen Einrichtung bei der englischen Marine: Sämtliche Tauwerke der königlichen Flotte, vom stärksten bis zum schwächsten, sind dergestalt gesponnen, dass ein roter Faden durch das Ganze durchgeht, den man nicht herauswinden kann, ohne alles aufzulösen, und woran auch die kleinsten Stücke kenntlich sind, dass sie der Krone gehören. Ebenso zieht sich durch Ottiliens Tagebuch ein Faden der Neigung und Anhänglichkeit, der alles verbindet und das Ganze bezeichnet.“

Goethe citiert den roten Faden noch einmal in den „Wahlverwandtschaften“, II, 4 zur Einleitung eines Stücks von Ottiliens Tagebuch: „Manches Eigene von innigerem Bezug wird an dem roten Faden wohl zu erkennen sein.“

„Dieser rote Faden“ schrieb Lothar Bucher („National-Zeit.“ 8. Juli 1855 Morgenbl.), „sieht in Wirklichkeit gar nicht rot aus, sondern gelb“. Das war aber damals nur bei den in Chatham angefertigten Tauen der englischen königlichen Marine der Fall, während die aus Portsmouth rot, die aus Plymouth blau und die aus Pembroke grün gekennzeichnet wurden. Jetzt ist der rote Faden allein üblich, was zu Goethes Zeit sich ebenso verhalten haben wird. Seit 1776 besteht der Brauch in Englands Flotte.

Als Unterscheidungszeichen für Zwillinge kommt „der rote Faden“ 1. Mos. 38, 28 u. 30 vor. —

Es wandelt niemand ungestraft unter Palmen

(d. h. in der Region der Ideale) steht in Ottiliens Tagebuche („Wahlverwandtschaften“, II, 7) und wird oft vergeblich in Lessings „Nathan“ gesucht. Dort sagt I, 6 der Tempelherr zu Daja: „Weib, macht mir die Palmen nicht verhasst, worunter ich so gern sonst wandle“. — Ebenda am Schluss sagt Ottilie: „Dem Einzelnen bleibe die Freiheit, sich mit dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, . . . aber

das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch.“

Dieses Wort geht zurück auf den Kanzelredner Pierre Charron (1541—1603), der am Anfang der Vorrede des 1. Buches seines „Traité de la Sagesse“ (Bordeaux 1601) sagt: „La vraie science et le vrai étude de l'homme c'est l'homme“. Diesen Satz citieren wir auch englisch nach Pope, der ihn (1733) in seinem Lehrgedichte „Essay on Man“ 2, 1 also wiedergab:

The proper study of mankind is man. —

*Nur die Lumpe sind bescheiden,
Brave freuen sich der That,*

entlehnen wir Goethes zuerst 1810 als „Lied mit Chor, durchkomponiert von Zelter“ gedrucktem Gedichte „Rechenschaft“.

Goethe mag hierauf, wie Schopenhauer („Parerga u. Paral.“ 2, 496; Lpz. 1877) bemerkte, durch Cervantes gekommen sein, welcher in den seiner „Reise auf den Parnass“ angehängten Verhaltensregeln für Dichter auch diese gibt: „Jeder Dichter, den seine Verse lehrten, dass er einer sei, achte und schätze sich hoch, indem er sich an das Sprichwort halte: ein Lump sei, wer sich für einen Lump hält“ („ruin sea el que por ruin se tiene!“). —

Hier sind wir versammelt zu löblichem Thun

ist der 1. Vers von Goethes am 26. März 1810 nach Berlin gesandtem und in den „Gesängen der Liedertafel“, 1811, No. 44, zuerst gedrucktem Liede: „Ergo bibamus!“

Das Lied sollte, wie Reinhold Steig („Goethe-Jahrbuch“ XVI, S. 186 ff.) aus den Akten der Singakademie nachwies, den Geburtstag der Königin

Luise post festum verherrlichen. „Wunderlichst in diesem Falle!“ Als „Ein Spätling zum 10. März“ ist es wirklich in der Handschrift vom Dichter bezeichnet. Zelter setzte es in Musik.

Goethe dichtete das Lied, nachdem er Riemer durch seine Bemerkungen über Basedow zu einem ähnlichen angeregt hatte. In den Bemerkungen „Zur Farbenlehre“ (Polemischer Teil, No. 391, Tüb. 1810) sagt er: „Es fällt uns bei dieser Gelegenheit ein, dass Basedow, der ein starker Trinker war und in seinen besten Jahren in guter Gesellschaft einen sehr erfreulichen Humor zeigte, stets zu behaupten pflegte: die Conclusion ‘Ergo bibamus’ passe zu allen Prämissen. Es ist schön Wetter, ergo bibamus! Es ist ein hässlicher Tag, ergo bibamus! Wir sind unter Freunden, ergo bibamus! Es sind fatale Bursche in der Gesellschaft, ergo bibamus! So setzte auch Newton sein ergo zu den verschiedensten Prämissen“.

Dieses

Ergo bibamus!

der Überschrift, das in dem Liede selbst neunmal vorkommt, war aber bereits ein Lieblingswort des Papstes Martin IV. (1281—85), der, nach Francesco da Butis († 1406) Kommentar zu Dantes „Göttl. Komödie“ („Fegefeuer“ XXIV, 23. 24), wenn er aus dem Konsistorium kam, zu sagen pflegte: „Wieviel haben wir für die heilige Kirche Gottes gelitten! Ergo bibamus!“ —

Seiner 1811 ff. erschienenen Lebensbeschreibung gab Goethe den Titel: „Aus meinem Leben.

Dichtung und Wahrheit“,

der 1836 von Riemer und Eckermann keck in:

Wahrheit und Dichtung

verändert wurde. (Vgl. G. v. Loeper, „Goethes Werke“, Hempelsche Ausg., T. 20, S. 205.)

Im „Timaeus“ p. 26E stellt Plato „πλασθέντα μῦθον“ „die erdichtete Fabel“ und „ἀληθινὸν λόγον“ „die wahre Überlieferung“ einander gegenüber. Auch wendet er „μῦθος“ und „λόγος“ einzeln in demselben Sinne an, weshalb Friedr. Aug. Wolf („zu Platos Phaedon“. Berl. 1811, S. 27) diese Worte mit „Dichtung und Wahrheit“ übersetzte, indem er auf den gleichen Gebrauch in des Aristoteles „Poetik“ hinwies. Vor ihm hatte schon Lessing („Vossische Zeitung“ v. 12 Juni 1751) „Erdichtung

und Wahrheit“, und J. G. Jacobi (in dem Aufsätze „Dichtkunst. Von der poetischen Wahrheit“, mit dem er im Okt. 1774 die „Iris“ eröffnete, S. 9 u. 17) den Ausdruck „Wahrheit und Dichtung“ angewendet. 1787 erschien dann zu Riga ein Buch: „Wahrheit und Dichtung“ (von Karl Heinr. Oesterlein). —

Im 3. Teil, 19. Buch, von „Dichtung und Wahrheit“ (1814) gab Goethe dem in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit seinen Verwandten genial oder, wie man damals sagte, genialisch entstandenen Worte:

Geniestreich

seine schriftstellerische Weihe. Kurz nach der Definition: „Genie ist die Kraft des Menschen, welche durch Handeln und Thun Gesetz und Regel giebt,“ sagt er dort: „Wenn einer zu Fusse, ohne recht zu wissen warum und wohin, in die Welt lief, so hiess dies eine Geniereise, und wenn einer etwas Verkehrtes ohne Zweck und Nutzen unternahm, ein Geniestreich“.

Als ältere Stellen sind anzuführen: Joach. Chr. Fr. Schulz, „Alman. der Bellettristen“ 1782 S. 100, wo er von den Sturm- und Drang-Dichtern sagt: „die Herren samt ihren Geniestreichen . . . sind beinahe vergessen“; dann erschien 1786 ein Buch (von Ludw. v. Baezko) unter dem Titel „Folgen einer academischen Mädchenerziehung, mit unter einige Geniestreiche. Kein pädagogischer Roman“; und endlich schrieb Schiller am 1. Nov. 1790 an Koerner über die wahrscheinliche Verheiratung Goethes mit „Mamsell Vulpius“, es könnte ihn doch verdrriessen, „wenn er mit einem solchen Geniestreich aufhörte“. —

Das häufige Zurückweisen auf Shakespeare bezeichnen wir mit dem Titel eines im „Morgenblatt für gebildete Stände“, 1815, No. 113, am 12. Mai erschienenen Aufsatzes von Goethe:

Shakespeare und kein Ende,

was häufig nachgeahmt wurde; bekannt ist Emil Du Bois-Reymonds Berliner Rektoratsrede (1882): „Goethe und kein Ende“. —

Goethes zuerst für die Ausgaben von 1815 (Bd. 2,

S. 217 ff.) vereinigte Sammlung „Sprichwörtlich“ liefert uns die Verse:

No. 12: **Zwischen heut und morgen
Liegt eine lange Frist;
Lerne schnell besorgen
Da du noch munter bist. —**

No. 16: **Thu nur das Rechte in deinen Sachen;
Das andre wird sich von selber machen.**

No. 56: **Alles in der Welt lässt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen;**

was bei Luther (B. 57, S. 128) „Gute Tage können wir nicht vertragen“ lautet;

und endlich das aus dem „Epilog zum Trauerspiel Essex“ abgelöste, von Goethe am 18. Okt. 1813, dem Schlacht-tage von Leipzig, gedichtete

No. 86: **Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag. —**

Goethes Gedicht „Den Originalen“ (ebenda S. 274) schliesst:

(Ich bin) ein Narr auf eigne Hand. —

Aus dem Abschnitt „Sprüche“ (zugleich auch aus dem „Westöstlichen Divan. Buch der Sprüche“) citieren wir das nach Ev. Joh. 9, 4 (s. oben S. 81) gebildete:

**Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann!
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann. —**

In Goethes „Sprüchen in Prosa“, Abt. 2 heisst es:

„Es giebt

problematische Naturen,

die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut“.

Hiernach gab Friedrich Spielhagen einem seiner Romane den Titel „Problematische Naturen“ (1860). Goethe schrieb auch in der „Geschichte der Farbenlehre“ (III. Abt. „Bacon v. Verulam“): „Man durchsuche Dictionnaire, Bibliotheken, Nekrologe, und selten wird sich finden, dass eine problematische Natur mit Gründlichkeit und Billigkeit dargestellt worden“, und er wandte das Wort noch einmal an, als er in Jena am 8. Okt. 1827

zu Eckermann („Gespräche“ III, 143) vom Kuckuck sagte: „Er ist eine höchst problematische Natur, ein offenes Geheimnis, das aber nichtsdestoweniger schwer zu lösen, weil es so offenbar ist.“ —

Aus Goethes „West-östlichem Divan“ (1819) stammt das beliebte Aufsatzthema:

**Macht nicht so viel Federlesen!
Setzt auf meinen Leichenstein:
Dieser ist ein Mensch gewesen,
Und das heisst ein Kämpfer sein.**

Eigentlich aber sagt dort im „Buch des Paradieses“ in dem Gedichte „Einlass“ der Dichter zur Huri:

**Nicht so vieles Federlesen!
Lass mich immer nur herein:
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heisst ein Kämpfer sein.**

Man hat wohl den Schlussreim des unter „Epigrammatisch“ befindlichen, 1815 erschienenen Goetheschen Gedichtes „Grabschrift“ beim Citieren damit verschmolzen:

**„Auf deinem Grabstein wird man lesen:
Das ist fürwahr ein Mensch gewesen.“**

Vgl. „Gefl. Worte aus französ. Schriftst.“ unter Voltaire: „Ma vie est un combat.“ —

Goethes „Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans“ (1819) tragen das Motto:

**„Wer das Dichten will verstehen
Muss ins Land der Dichtung gehen;
Wer den Dichter will verstehen
Muss in Dichters Lande gehen.“**

Vgl. den ähnlichen Gedanken unter „Sprichwörtlich“ No. 185:

**Sprichwort bezeichnet Nationen;
Musst aber erst unter ihnen wohnen.**

In den „Noten“ selbst sagt Goethe unter „Eingeschaltetes“: „Der Dichter steht viel zu hoch, als dass er Partei machen sollte“; ein Ausspruch, der durch

Freiligraths Gedicht „Aus Spanien“ (1841) zu dem geflügelten Worte wurde:

**Der Dichter steht auf einer höhern Warte
Als auf den Zinnen der Partei.**

Hierauf antwortete Herwegh mit dem Gedichte „Die Partei“, dessen Schlussverse lauten:

Ich hab' gewählt, ich habe mich entschieden,
Und meinen Lorbeer flechte die Partei! —

Aus dem 2. Buche der Goetheschen „Zahmen Xenien“ (1823) wurde üblich No. 88*):

**Im Auslegen seid frisch und munter!
Legt ihr's nicht aus, so legt was unter;**

aus dem 3. No. 152:

**Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?**

Dieser Spruch beruht auf Plotins schon oben (S. 181) angeführtem Wort: „ὁ γὰρ πρόποτε εἶδεν ὀφθαλμὸς ἥλιον, ἡλιοειδὴς μὴ γεγεννημένος“. Plotin aber geht selbst wieder auf Plato zurück, der in seinem „Staat“ VI, 19 (p. 508 B) das Auge das sonnenartigste unter allen Werkzeugen unserer Wahrnehmung („ἡλιοειδέστατον τῶν περὶ τὰς αἰσθήσεις ὀργάνων“) nennt. Aber ausser Plotin haben Goethe, wie besonders die 2. Hälfte des Gedichtes zeigt, die Verse aus des Manilius (um 10 n. Chr.) „Astronomica“ II 115f. beeinflusst, die er schon am 4. Sept. 1784 ins Brockenbuch geschrieben hatte:

„Quis caelum possit nisi caeli munere nosse?
„Et reperire deum nisi qui pars ipse deorum est?“

„Wer erkannte den Himmel, verlich' nicht der Himmel es selbst ihm?
„Und wer fände den Gott, der nicht selbst ein Teil ist der Götter?“ —

aus dem 4. No. 263:

**Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirkst du heute kräftig frei,
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei;**

aus dem 5. No. 278:

**Sollen dich die Dohlen nicht umschrei'n,
Musst nicht Knopf auf dem Kirchturm sein;**

*) Buch und Nummer nach G. von Loepers 2. Ausg. der „Werke“, Berlin, Hempel 1882—84. T. 3, S. 89 ff.

und No. 299:

Jeder solcher Lumpenhunde
Wird vom zweiten abgethan;

aus dem 6. No. 380:

Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiss;

und No. 383:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren

mit dem Schluss:

Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

aus dem 7. No. 457 (zuerst in Wendts *Musenalm.*
für 1831, S. 230):

Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht;

und aus dem 8. No. 496 (ebenda S. 42, „Den vereinigten
Staaten“):

Amerika, du hast es besser. —

1826 geschrieben, aber erst 1833 in Bd. 21 der „Nach-
gelassenen Werke“ (= 47 der Ausg. letzter Hand), S. 81
gedruckt wurde Goethes Spruch „Zum Divan“, dessen
Verse:

Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen

vom Staatssekretär des Auswärtigen von Bülow in der
Sitzung des Reichstages vom 12. Dez. 1898 citiert
wurden. —

In Bd. 3, S. 141 der Ausg. von 1827 erschien das
besonders durch Felix Mendelssohns Komposition
(als Quartett für gemischten Chor) bekannte „Ländlich“:

Die Nachtigall, sie war entfernt,
Der Frühling lockt sie wieder;

Weitläufiger Saal.

Gärtnerinnen: Denn das Naturell der Frauen
Ist so nah mit Kunst verwandt. —

2. Akt. Hochgewölbtes, enges gotisches Zimmer.

Mephist.: Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du bist?

Baccalaureus: Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.

Mephist.: Original, fahr' hin in deiner Pracht.

Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht.

(Vgl. Goethes „Sprüche in Prosa“, Ethisches I, 1:

Alles Gescheite ist schon gedacht worden; man
muss nur versuchen, es noch einmal zu denken;

ausserdem unter Terenz: „Nullum est iam dictum . . .“)

Wenn sich der Most auch ganz absurd geberdet,
Es giebt zuletzt doch noch 'nen Wein. —

5. Akt. Grosser Vorhof des Palastes.

Faust: Das ist der Weisheit letzter Schluss:

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muss.

Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn. —

Bergschluchten, Wald, Fels, Einöde.

Chorus mysticus: Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist's gethan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan. —

Der Anfang eines Gedichtes von Johann Heinrich von **Reitzenstein**: „Lotte bey Werthers Grabe“, Wahlheim 1775, das in demselben Jahre in Wielands „Teutischem Merkur“ und im „Rheinischen Most“, No. 7, erschien, lautet:

Angelitten hast du — ausgerungen.

Schiller mag hierdurch zu den Versen seines „Siegesfestes“ angeregt worden sein:

„Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange schwere Streit.“ —

Friedr. Leop. Graf zu **Stolberg** (1750—1819) hat uns durch das „Lied eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn“ mit dem Verse beschenkt:

Sohn, da hast du meinen Speer.

Das Lied stand zuerst im „Wandsbecker Bothen“, 1774, No. 77 vom 14. Mai. —

Johann Martin **Millers** (1750—1814)

Für mich ist Spiel und Tanz vorbei

ist der Anfangsvers der 2. (in seinen Gedichten, Ulm 1783, fortgelassenen) Strophe des zuerst im Göttinger Musenalm. auf 1773 gedruckten, dort L. unterzeichneten „Klagelied eines Bauern“ (komponiert von Frh. v. Seckendorf (?) und Chr. Dan. Schubart). —

Aus Millers 1776 gedichtetem, zuerst im Vossischen Musenalm. für 1777 gedrucktem Liede „Zufriedenheit“ (komponiert von Mozart, aber erfolgreicher von Neefe) sind bekannt der Anfang:

**Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin?**

sowie die Endverse der 2. Strophe:

**Je mehr er hat, je mehr er will,
Nie schweigen seine Klagen still.**

Vgl. Seneca „de benef.“ 2, 27: „Eo maiora cupimus, quo maiora venerunt“ — „wir begehren um so mehr, je mehr uns zueil“; Justinus 6, 1: „more ingenii humani, quo plura habet, eo ampliora cupientis“ — „nach Art des Menschengeistes, der je mehr er hat, um so mehr begehrt“; und Luther B. 57, S. 345: „Je mehr er hat, je mehr er haben will“; ähnlich B. 62, S. 144. —

Im Grab' ist Ruh'

ist der Anfangs- und Schlussvers eines im Göttinger Musenalm. für 1792 (S. 16) enthaltenen Gedichtes „Die Ruhe im Grabe“, unterzeichnet „Ung.“, während die

Komposition „Langhansen“ unterzeichnet ist.*) Nach Redlich, „Versuch eines Chiffrenlexikons“ (Hamburg 1875, S. 30), ist **Langhansen** (1750—1816) der Verfasser. (S. „Chr. Erh. Langhansens Gedichte, nach dem Tode d. Verf. her. v. Ulr. v. Schlippenbach“. Mitau 1828, S. 28.) Heines „Buch der Lieder“ („Junge Leiden“ 1817—21. „Bergstimme“) verschaffte dem Wort die weiteste Verbreitung. —

Gewöhnlich gilt als Dichter des Textes von Mozarts am 30. Sept. 1791 im Theater auf der Wieden zu Wien zuerst aufgeführter „Zauberflöte“ Emanuel **Schikaneder** (1751—1821). Es steht aber fest, dass das Hauptverdienst daran Karl Ludwig Giesecke gebührt.***) Schikaneder unterzog nur das Gieseckesche Buch einigen Änderungen und Erweiterungen und „warb sich somit den Ruhm der Unsterblichkeit, für alle Zeiten auf der Mozartschen Oper neben dem grossen Tonschöpfer als Textdichter genannt zu werden“. Aus der „Zauberflöte“ stammt:

Stirb, Ungeheuer!

Dies Bildnis ist bezaubernd schön.
Ich kann nichts thun, als dich beklagen,
Weil ich zu schwach zu helfen bin.
Bei Männern, welche Liebe fühlen,
Fehlt auch ein gutes Herze nicht.

*) Der eigentliche Komponist war Georg Carl Claudius; vgl. „Als der Grossvater die Grossmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute“. Herausg. von Gustav Wustmann. 2. Aufl. Lpz. 1887, S. 584.

**) Nach Carl Fr. Wittmann in seiner Einleitung zum Textbuche der Zauberflöte (Reclams Universalbibl. No. 2620, Leipzig 1889) S. 11 ff Giesecke (sein eigentlicher Name war C. F. Metzler) war 1761 oder 1775 geboren und starb als Professor der Mineralogie zu Dublin im J. 1833. Vgl. über ihn Otto Jahn, „Mozart“ (Leipzig 1859) T. 4, S. 605, Holland in der „Allg. Deutschen Biogr.“ Bd. 9, S. 162 und Goedeke, „Grundr. z. Gesch. d. deutschen Dichtung“. 2. Aufl. Bd. 5, S. 331. 6, S. 567.

Wo willst du kühner Fremdling hin?

Zur Liebe will (*nicht*; kann) ich dich nicht zwingen.

Wieland „Ausgewählte Briefe“, Zürich 1815, Bd. 3, S. 176 schreibt (9. Jan. 1774 an Gleim: „Ich begreife nichts von dem, was Herr H.*** Heitse) von mir will. Man kann doch wohl niemand zur Liebe zwingen“.

In diesen heil'gen Hallen
Kennt man die Rache nicht,

und:

Das höchste der Gefühle. —

August Cornelius **Stockmanns** (1751—1821)

Wie sie so sanft ruhn

steht im Leipz. Musenalm. auf das Jahr 1780, S. 214 und ist „Der Gottesacker“ betitelt. Friedrich Ludwig Beneken setzte das Lied in Musik. —

Johann Heinrich **Voss** (1751—1826) ist zu nennen wegen des in seinem Musenalm. von 1782 befindlichen, von Joh. Abraham Peter Schulz komponierten Liede

Seht den Himmel, wie heiter!

und wegen des ebenda, 1792, S. 71 mit der Unterschrift X. abgedruckten Distichons:

Auf mehrere Bücher.

Nach Lessing.

Dein redseliges Buch lehrt mancherlei Neues und Wahres,
Wäre das Wahre nur neu, wäre das Neue nur wahr!

was in dieser Form citiert wird:

Das Neue daran ist nicht gut, und das Gute daran ist nicht neu.

Die Stelle, auf der das Distichon beruht, steht in Lessings „Briefen, die neueste Litteratur betreffend“ (111. Brief, 1760, 12. Juni) und heisst: „Wenn es erlaubt ist, allen Worten einen andern Verstand zu geben, als sie in der üblichen Sprache der Weltweisen haben, so kann man leicht etwas Neues vorbringen. Nur muss

man mir auch erlauben, dieses Neue nicht immer für wahr zu halten“. —

A. G. Eberhard („Blicke in Tiedges und Elisas Leben“, Berlin 1844, S. 19) erzählt, er habe, als er im Manuskript von Christoph Aug. **Tiedges** (1752—1841) „Urania“ (ersch. 1801) auf eine Stelle stiess, die einen sehr ansprechenden Gedanken enthielt, gegen ihn geäussert, dass er daraus ein wahres Kleinod für die Stammbuchsentenzen-Schreiberinnen bereiten könnte, wenn er sich die Mühe gäbe, sie möglichst gedrängt und glatt in der äusseren Form und hierdurch recht mund- und gedächtnisgerecht zu machen. Tiedge habe sich sogleich an die Arbeit gemacht, und nach mancher Ausstellung seinerseits sei endlich die Stelle (4. Ges., V. 221 ff.) entstanden:

Sei hochbeselegt oder leide:
Das Herz bedarf ein zweites Herz.
Geteilte Freud' ist doppelt Freude,
Geteilter Schmerz ist halber Schmerz.

Treitschke („Historische und politische Aufsätze“, 4. Aufl. Leipz. 1871, 1. Bd.) sagt in dem Aufsatz „Lessing“ (Leipz. 1868), S. 70: „Das widrige Sprichwort, das in jenen weichlichen Tagen von Mund zu Munde ging, das Wort „geteilter Schmerz ist halber Schmerz“ hatte der Jüngling (Lessing) schon mit der stolzen Gegenrede abgewiesen:

„Was nutzt mir's, dass ein Freund mit mir gefällig weine?
Nichts, als dass ich in ihm mir zwiefach elend scheine.“

So wäre das Tiedgesche Wort ein älteres Sprichwort? Es fehlt dafür jeder Beweis. Der Gedanke freilich ist nicht neu, denn schon Cicero, „Laelius“, VI, 22, sagt: „et secundas res splendidiore facit amicitia et adversas partiens communicansque leviores“ („anteilnehmende Freundschaft macht das Glück strahlender und erleichtert das Unglück“), und Seneca, „Epistolae“, 6: „Nullius boni sine socio iucunda possessio est“ („ohne Genossen ist kein Glücksbesitz erfreulich“). —

Christoph Kaufmann (1753—1795), der herrnhutische Arzt und Apostel der Geniezeit, schlug Friedrich Maximilian von **Klinger** (1752—1831), der ihm 1776 in Gotha sein Drama „Wirrwarr“ vorlas, dafür den Titel:

Sturm und Drang

vor und gab damit der ganzen Litteraturperiode vom Anfange der 70er bis in die Mitte der 80er Jahre ihren dauernden Namen. Klinger schrieb darüber an Goethe (s. „Verhandlungen der 8. Versamml. deutscher Philologen und Schulmänner in Darmstadt“ Darmst. 1846, S. 48): dass ihm Kaufmann „den Titel Sturm und Drang aufdrang, an dem später mancher Halbkopf sich ergötzte“. (Vgl. H. Düntzer, „Chr. Kaufmann“, Leipzig 1882, S. 69, und Riegers „Klinger“, Darmst. 1880, S. 163). —

Der Anfangsvers eines Liedes von Christian Adolph **Overbeck** (1755—1821) „Fritzechen an den Mai“, das zuerst im Vossischen Musenalm. v. J. 1776 (S. 49) steht und von Mozart komponiert wurde, wird abgerissen citiert:

Komm, lieber Mai, und mache (!)

als bedeuete dies „mache“ soviel wie „eile dich!“, während der Dichter fortfährt:

„die Bäume wieder grün!“ —

Overbecks ebenda (1781, S. 77) erschienenenes Lied „Trost für mancherlei Thränen“ beginnt:

Warum sind der Thränen
Unterm Mond so viel?

und lautet in der 6. Strophe:

Lasst uns besser werden;
Gleich wird's besser sein. —
Das waren mir selige Tage

beginnt Overbecks von F. F. Hurka komponiertes Lied „Die Schifffahrt“ („Frizchens Lieder“, Hamburg 1781, S. 72). —

Aus Aloys **Blumauers** (1755—1798) „Virgils Aeneis travestiert“ (Wien 1784—1788), Bd. 2, Strophe 54

stammen die Worte des seine Gemahlin vermissenden Aeneas:

Kreusa! — Schatzkind! — Rabenvieh,
Wo hat dich denn der Teufel?

Im Text steht aber der zweite Vers vor dem ersten. —

Balthasar Gerhard **Schumacher** (geb. 1755) brachte in der „Haude und Spenerschen Zeitung“ am 17. Dezember 1793 unter dem Titel „Berliner Volksgesang“ ein Lied mit den Anfangsworten:

Heil dir im Siegerkranz,

welches nichts ist, als eine Umarbeitung des „Liedes für den dänischen Unterthan an seines Königs Geburtstag zu singen in der Melodie des englischen Volksliedes: „God save great George the King“. Heinrich Harries (1762—1802) dichtete es und veröffentlichte es am 27. Januar 1790 im „Flensburger Wochenblatt“. Es beginnt also:

„Heil Dir dem liebenden
Herrscher des Vaterlands!
Heil, Christian, Dir!“

Nach Hoffmann von Fallersleben („Unsere volkstüml. Lieder“, 2. Aufl. Lpz. 1859, S. 66) schuf der Hoforganist John Bull die englische Hymne zur Zeit der Errettung König Jakobs I. vom Tode durch die Pulverschwörung im November 1605; während nach Friedrich Chrysander („Jahrb. f. musik. Wissensch.“, Lpz. 1863, B. I. S. 380 ff.) Henry Carey die Hymne bei der Abreise König Georgs II. zu seinem Heere im österreichischen Erbfolgekriege (21. April 1743) dichtete und mit Joh. Christoph Schmidts Hilfe komponierte. Vgl. jedoch die eingehende Untersuchung von William

H. Cummings in den „Musical Times“, Vol. 19, London 1878, S. 129 ff. —

Aus Aug. Fried. Ernst **Langbeins** (1757—1835) 1803 verfasstem Gedichte „Die Wehklage“ („Neuere Gedichte“, Tübingen 1812, S. 74), Strophe 1 stammt:

Schon sieben — und Georg nicht hier!

und aus der 14. Strophe des in den „Gedichten“ (Lpz. 1788, S. 100) erschienenen „Abenteuers des Pfarrers Schmolke und Schulmeisters Bakel“:

Sperr' oculos!

(Sperrre die Augen auf!). —

Sein ebenda (S. 79) erschienenenes Gedicht „Die neue Eva“ endigt:

Tadeln können zwar die Thoren,
Aber klüger handeln nicht,

woraus der Volksmund gemacht hat:

Tadeln können zwar die Thoren,
Aber besser machen nicht. —

Die Bezeichnung:

Wort Gottes vom Lande

für einen Landgeistlichen stammt aus Langbeins Gedicht „Der Landprediger“ („Gedichte“, Neue Aufl., Lpz. 1800, T. 2, S. 110); doch heisst es ursprünglich: „Gottes Wort vom Lande“. —

Der Anfang des 1810 verfassten Langbeinschen Gedichtes „Der Zecher“ („Neuere Ged.“ S. 217) lautet:

Ich und mein Fläschchen sind immer beisammen. —

Altväterische, verschwundene Zeiten bezeichnen wir mit der Anfangszeile eines (1813 in Beckers „Taschenb. z. gesell. Vergnügen“ S. 332 erschienenen) Langbeinschen Liedes:

Als der Grossvater die Grossmutter nahm.

Dies Wort erkor Gustav Wustmann zum Titel seiner vortrefflichen Sammlung der wackeren Gesänge unserer Gross- und Urgrosseltern, die nur noch leise aus der Kinderzeit in uns nachklingen. (3. Aufl. Leipzig 1895. Fr. Wilh. Grunow.) —

Das verschweigt des Sängers Höflichkeit

ist der Kehrreim eines in Berlin (bei S. F. Lischke, jetzt Karl Paez) erschienenen Liedes, welches beginnt:

Als der liebe Gott die Welt erschaffen,
Schuf er Fische, Vögel, Löwen, Affen,

und dessen Verfasser unbekannt ist. Jedoch eine 1804 gedichtete Erzählung Langbeins „Die Weissagung“ (Langbeins „Neuere Gedichte“, Tübingen 1812, S. 237) hebt an:

In einem Städtlein, dessen Namen
Des Dichters Höflichkeit verschweigt,

und in „Allerhand für Stadt und Land“, Jahrg. 1808 8. St., Zittau, herausg. von G. B. Flaschner, steht S. 117 ein Lied: „Des Dichters Höflichkeit“, dessen Strophen mit dem Kehrreime „Das verschweigt des Sängers Höflichkeit“ schliessen. —

In Karl Gottlob **Cramers** (1758—1817), des Verfassers zahlreicher, einst vielgelesener Ritter- und Schauergeschichten, Roman „Hermann von Nordenschild, gen. von Unstern“ (Weissenfels 1792) steht Bd. 2, S. 146 das Soldatenlied

Feinde ringsum!

Beigefügt ist die Komposition von (C. L. T.) Gl(äser). J. E. Bauer, „Tiroler Kriegslieder a. d. J. 1796 u. 97“, Innsbr. 1896, No. 14, schreibt das Lied irrthümlich Joh. B. Primisser zu. —

Namen nennen dich nicht

ist der Anfang eines im Göttinger Musenalm. von 1786,

S. 127 erschienenen Liedes „Ihr“ von Wilhelm Ueltzen (1759—1808). Ludwig Berger komponierte es (1812), und Goethe legte dann 1813 dieser Komposition sein Lied „Alles kündigt dich an“ unter, das den Titel „Gegenwart“ trägt.

Später schuf Georg Neumann (im „Rheinischen Odeon“ Jahrg. 1. Koblenz 1836) das Lied dadurch um, dass er den 5 Strophen desselben 5 neue Strophen vorstellte. Er hatte die Verwegenheit, diese Umwandlung als ein von ihm verfasstes Gedicht zu bezeichnen und es in die „Gedichte von Karl Georg Neumann, Königl. Preuss. Regierungs- und Medicinalrat a. D.“ Aachen 1841, S. 80, aufzunehmen. Hier führt es den Titel: „An Charlotte, 1792“. —

Ebenda (1788, S. 68) erschien „Das Liedchen von der Ruhe“ von Ueltzen. Es beginnt:

**Im Arm der Liebe ruht sich's wohl,
Wohl auch im Schoss der Erde. —**

In Schillers (1759—1805) „Räubern“ (1781) 1, 2 sagt Schweizer:

Franz heisst die Canaille!

und Spiegelberg:

Dein Register hat ein Loch.

2, 3 lesen wir Karl Moors Worte:

Ich kenne dich, Spiegelberg,

oft umgestellt in:

**Spiegelberg, ich kenne dich,
(aber ich will nächstens unter euch treten und)
fürchterlich Musterung halten;**

und am Ende des zweiten Aktes:

Ich fühle eine Armee in meiner Faust.

Im 4. Akte beginnt die 5. Scene mit dem Räuberlied

Ein freies Leben führen wir.

Moors Gesang von Brutus und Cäsar schliesst

Geh' du linkwärts, lass mich rechtwärts geh'n,

was an 1. Mos. 13, 9 erinnert: „Willst du zur Linken,

so will ich zur Rechten, oder willst du zur Rechten, so will ich zur Linken“. Weiterhin ruft der alte Moor:

Bist du's, Hermann, mein Rabe?

der Raben gedenkend, die nach 1. Könige 17, 4 und 6 dem Elias Nahrung zuführten.

5, *1 enthält Franz Moors Worte:

Hab' mich nie mit Kleinigkeiten abgeben!

Die letzten Worte des Schauspiels:

Dem Mann kann geholfen werden

sind eine ganz triviale Redensart geworden. —

Und darum Räuber und Mörder!

steht nicht in der ersten Ausgabe der „Räuber“ (Frankfurt u. Leipz. 1781), sondern in der noch heute allen Bühnenaufführungen zu Grunde liegenden Umarbeitung, welche Schiller mit seinem Stücke für das Mannheimer Theater auf Andrängen des Intendanten Dalberg vornahm, im 4. Akt, Sc. 17. (Neue für die Mannheimer Bühne verbesserte Aufl. Mannheim 1782.) —

Aus Schillers „Kindsmörderin“ (in der „Anthologie auf das Jahr 1782. Gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko“ S. 42) stammt:

Horch — die Glocken weinen (später: hallen) dumpf zusammen. —

In derselben „Anthologie“ S. 49 beginnt das Gedicht: „In einer Bataille. Von einem Offizier“ (später „Die Schlacht“ genannt):

**Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke.**

Das wilde eiserne Würfelspiel

bietet eine beliebte Umschreibung für Kampf und Krieg. Auch die Verse:

An die Rippen pocht das Männerherz;

und:

Und auch du Franz? — Grüsse mein Lottchen, Freund!

werden viel citiert. —

Aus Schillers Gedichte „Kastraten und Männer“ (ebenda S. 115), in seiner späteren Umbildung „Männerwürde“ genannt, stammt:

Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben.

Das Bild ist vom Destillationsprozesse hergenommen, bei dem nach Herstellung des Spiritus eine wässerige, fade schmeckende Flüssigkeit zurückbleibt, welche früher „Phlegma“ hiess. —

Aus Schillers ebenda S. 190 abgedrucktem Gedichte „An Minna“ wird citiert:

Meine Minna geht vorüber?
Meine Minna kennt mich nicht? —

Schillers „Verschwörung des Fiesco“ (1783) bietet 1, 5 Gianettino Dorias Fluch:

Donner und Doria!

2, 5 sagt Fiesco vom Volke: „Der blinde, unbeholfene Koloss, der . . . Hohes und Niederes, Nahes und Fernes mit gähnendem Rachen zu verschlingen droht und zuletzt —

über Zwirnsfäden stolpert.“

Am 30. Jan. 1869 sagte Graf Bismarck im Abgeordnetenhaus: „Über juristische Zwirnsfäden wird die Königliche Regierung nicht stolpern in der Ausübung ihrer Pflicht, für den Frieden des Staates zu sorgen.“ —

Aus 3, 4 pflegt man zu citieren:

Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan; der Mohr kann gehen, während es dort „Arbeit“, nicht „Schuldigkeit“ heisst. 3, 5 steht Fescos Drohung:

Fahre wohl, Doria, schöner Stern.
Auch Patroklos ist gestorben
Und war mehr als du;

ist Citat aus Homers „Iiade“ 21, 106 und 107, wo Achill dem um sein Leben flehenden Lykaon zuruft:

*Ἀλλὰ φίλος, θάναε καὶ σὺ, τῆι ὀλοφύραει οὕτως;
Κάτθανε καὶ Πάτροκλος, ὅπερ σέο πολλὸν ἐμείνων.*

Stirb denn auch du, lieber Freund! Warum wehklagest Du also?

Starb ja doch auch Patroklos, der sehr viel besser als du war. —

Verderben, gehe deinen Gang!

heisst es im „Fiesco“ am Ende von 5, 1.

Vgl. Kapitel VI bei Shakespeare: „Unheil, du bist im Zuge!“

Im „Fiesco“ 5, 4 steht:

Deutsche Hiebe,

was Graf Strachwitz als Überschrift zu einem an diese Scene anknüpfenden Gedichte genommen hat;

5, 16 spricht Fiesco: „Was zerrst du mich so am Mantel? — er fällt!“ Verrina (mit fürchterlichem Hohne): „Nun, wenn der Purpur fällt, muss auch der Herzog nach!“ (Er stürzt ihn ins Meer.) Dies wird also citiert:

Wenn der Mantel fällt, muss der Herzog nach. —

In Schillers „Kabale und Liebe“ (1784) 1, 2 sagt Musikus Miller vom Sekretär Wurm:

Ein konfiszierter wideriger Kerl.

Dieses Wort steht nicht, wie Karl Hoffmeister („Schillers Leben für den weiteren Kreis seiner Leser“, Stuttg. 1846, T. 1, Kap. 4) behauptet, in den „Räubern“. Im Personenverzeichnis zu „Fiesco“ wird Muley Hassan, Mohr von Tunis, als „Konfiszierter Mohrenkopf“ bezeichnet. —

Aus „Kabale und Liebe“ 2, 2 ist:

Legt's zu dem Übrigen,

was Schiller später auch in „Maria Stuart“ 1, 1 gebraucht. Ferner finden wir in „Kabale und Liebe“:

5, 3: **Unglückseliges Flötenspiel!**

5, 7: **Die Limonade ist matt, wie deine Seele.**

und: **Gute Nacht, Herrendienst! —**

Büchmann, Geflügelte Worte. 20. Aufl. 14

Schillers Gedicht „An die Freude“ („Thalia“, I. Bd. 1787, 2. Heft, S. 1—5), dem Beethoven im Finale seiner neunten Symphonie die musikalische Weihe gegeben, enthält:

Freude, schöner Götterfunken;
Seid umschlungen, Millionen!
Wem der grosse Wurf gelungen
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Unser Schuldbach sei vernichtet!
Männerstolz vor Königsthronen!
Dem Verdienste seine Kronen.

und:

Untergang der Lügenbrut. —

Der Anfang des Schillerschen Gedichtes „Resignation“ („Thalia“, I. Bd., 2. Heft) lautet:

Auch ich war in Arkadien geboren.

(Siehe: „Et in Arcadia ego“.) Aus demselben Gedichte gebrauchen wir die beiden Strophenanfänge:

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder

und:

Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder,

sowie die beiden Strophenschlüsse:

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht

und:

Was man von der Minute ausgeschlagen,
Giebt keine Ewigkeit zurück. —

In Schillers „Don Carlos“ (1787) 1, 1 stehen die Worte, mit denen Don Carlos in der „Rheinischen Thalia“ von 1785 jedoch nicht begann:

Die schönen Tage in Aranjuez
Sind nun zu Ende.

Aus derselben Scene citieren wir:

Brechen Sie
Dies rätselhafte Schweigen;*)

*) In der „Rheinischen Thalia“ von 1785: „Nur brechen Sie dies grauenvolle Schweigen“.

O wer weiss,
Was in der Zeiten Hintergrunde schlummert;*)

und:

Wo alles liebt, kann Karl allein nicht hassen.

Sc. 2:

Wer kommt? — Was seh' ich? — O, ihr guten Geister!
Mein Roderich!**)

Du sprichst von Zeiten, die vergangen sind; —

O der Einfall

War kindisch, aber göttlich schön; —***)

Sprich mir von allen Schrecken des Gewissens,
Von meinem Vater sprich mir nicht.

Beim Citieren wird statt „meinem Vater“ je nach Umständen der Gegenstand des Entsetzens eingeschaltet.

Sc. 4 enthält:

Grosse Seelen dulden still;

Sc. 5:

Ein Augenblick, gelebt im Paradiese,
Wird nicht zu teuer mit dem Tod gebüsst;†)

Sc. 6:

(Deswegen

Vergönn' ich Ihnen zehen Jahre Zeit)

Fern von Madrid (darüber nachzudenken), ††)

und

Die Sonne geht in meinem Staat nicht unter. †††)

Der Gedanke findet sich im Keime schon bei Herodot (7, 8), wo Xerxes († 465 v. Chr.) zu seinem Kriegsrate von dem Feldzugsplane gegen die Athener spricht: „Wenn wir uns diese (nämlich die Athener) und deren Nachbarn, die das Land des Phrygiers Pelops bewohnen, unterwerfen, so werden wir Persien zum Grenzland des himmlischen Aethers machen (γῆν τὴν Πελοπίδα ἀποδέξομεν τῷ Διὸς αἰθέρι ὁμονόουσαν).“ Denn dann wird die Sonne auf kein Land mehr herabblicken, das an das unsrige grenzt (οὐ γὰρ δὴ χώραν γε οὐδέμιαν κατόψεται ἥλιος ὁμονοῶν ἐοῦσαν τῇ ἡμετέρῃ); vielmehr werde ich, ganz Europa mit euch durchstreifend, alle Länder zu einem Lande vereinigen“. Die erste Ausgabe des Herodot wurde 1502 in Venedig von Aldus Manutius gedruckt. 1585 wurde zu Turin bei der Vermählung des Herzogs von Savoyen mit Katharina von Oesterreich ein Schäferdrama „Il pastor fido“ von Guarini aufgeführt, in dessen Prolog es heisst:

*) In der „Rheinischen Thalia“ von 1785: 2, 3. **) Ebenda. „Was seh' ich? — O, ihr guten Geister! Mein Rodrigo“. ***) Ebenda. †) Ebenda. ††) Ebenda. †††) Ebenda. „Die Sonne geht in meinem Reich nicht unter“.

Altera figlia

Di quel Monarca, a cui
Nè anco, quando annotta, il Sol tramonta.

Hehre Tochter jenes Monarchen, dem die Sonne auch dann
nicht untergeht, wenn es nachtet.

Balthasar Schupp sagt in der „Abgenötigten Ehrenrettung“ (1660), S. 665:
„Der König in Spanien ist ein grosser Potentat; er hat einen Fuss stehen
im Orient, den anderen im Occident, und die Sonne gehet nimmer unter, dass
sie nicht in etlichen seiner Länder scheine“. Nach Edmund Dorer „An
Calderon zum 25. Mai 1881“ („Die Gegenwart“, 4. Juni 1881, S. 361) hat
es ein König von Spanien zuerst gesagt. Welcher? wann? wo? —

In Schillers „Don Carlos“ 1, 6 findet man ferner
die Worte:

Hier ist die Stelle, wo ich sterblich bin;*)

und:

Wenn ich einmal zu fürchten angefangen,
Hab' ich zu fürchten aufgehört.**)

(Ob Schiller hier an Shakespeares „Othello“, 3, 3 gedacht hat:

to be once in doubt

Is once to be resolved,

Einmal zweifeln macht mit Eins entschlossen?) —

Ferner:

Der Knabe

Don Karl fängt an, mir fürchterlich zu werden.***) —

Im „Don Carlos“ 1, 9 steht:

In des Worts verwegenster Bedeutung,

und:

Arm in Arm mit dir,

So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken.

2, 1 bietet:

In seines Nichts durchbohrendem Gefühle,†)

was Alba in Sc. 5 in der Form: „In meines Nichts durch-
bohrendem Gefühle“ wiederholt.

Ebenda 2, 2 steht:

Wer ist das?

Durch welchen Missverständnis hat dieser Fremdling
Zu Menschen sich verirrt! ††)

*) In der „Rheinischen Thalia“ von 1785. **) Ebenda. ***) Ebenda
„Dieser Knabe Don Karl u. s. w.“ †) Ebenda. ††) Ebenda.

Dreiundzwanzig Jahre!

Und nichts für die Unsterblichkeit gethan;*)

- 2, 8: (*Poesie! — Nichts weiter. —*) Mein Gehirn
Treibt (*Öfters*) wunderbare Blasen auf,
(*Die schnell, wie sie entstanden sind, zerspringen.*)

Die Liebe ist der Liebe Preis;**)

Beim wunderbaren Gott — das Weib ist schön;

- 2, 15: (*Denn*) Unrecht leiden schmeichelt grossen Seelen.***)

- 3, 10: Stolz will ich

Den Spanier;

Ich mag es gerne leiden,
Wenn auch der Becher überschäumt.

Wenn solche Köpfe feiern, (*wie viel Verlust für meinen Staat*):

Ich kann nicht Fürstendiener sein.

Die Ruhe eines Kirchhofs.

Geben Sie

Gedankenfreiheit!

was gern erweitert wird zu:

Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!

Sonderbarer Schwärmer!

Anders,

Begreif' ich wohl, als sonst in Menschenköpfen
Malt sich in diesem Kopf die Welt.

- 4, 21; (*Königin!*)
O Gott, das Leben ist doch schön!

was auch also angeführt wird:

O Königin, das Leben ist doch schön!

und in der letzten Scene des letzten Actes:

So sehen wir uns wieder,

was auch in der „Braut von Messina“ vorkommt, als
Isabella ihre Tochter widersieht. Die vom König ge-
sprochenen Schlussworte des „Don Carlos“ lauten:

Kardinal, ich habe

Das Meinige gethan. Thun Sie das Ihre. —

*) In der „Rheinischen Thalia“ von 1785 heisst es: „Dreiundzwanzig
Jahre und König Philipps Sohn, und nichts gebaut und nichts zertrümmert
unter diesem Monde“. **) Ebenda. ***) Ebenda.

In Schillers Monatsschrift „Die Horen“ (Tübingen, Cotta, 1795; III. Bd., 9. Stück, S. 1) steht das Gedicht „Das Reich der Schatten“, später: „Das Ideal und das Leben“ betitelt, in dessen 11. Strophe es heisst:

Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born.

Ebenda (S. 94) finden wir

Das verschleierte Bild zu Sais,

was häufig scherzhaft angewendet wird. —

Aus Schillers ebendarin (IV. Bd., 10. Stück, S. 72) enthaltener „Elegie“, welche später den Titel „Der Spaziergang“ erhielt, wird der Anfang citiert:

Sei mir gegrüsst, mein Berg, mit dem rötlich strahlenden Gipfel!
und aus dem 134. Verse:

Der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht;

sowie der Schlussvers:

Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns. —

Aus Schillers ebenda (IV. Bd., 11. Stück, S. 17) anonym erschienenem Gedichte „Teilung der Erde“ stammt:

Was thun? spricht Zeus,

und:

Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein. —

Aus Schillers Gedichte „Die Thaten der Philosophen“ (später „Die Weltweisen“ überschrieben; ebenda, S. 29) ist bekannt die Schlussstrophe:

*Doch weil, was ein Professor spricht,
Nicht gleich zu allen dringet,
So übt Natur die Mutterpflicht,
Und sorgt, dass nie die Kette bricht,
Und dass der Reif nie springet.
Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhüllt,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe. —*

Aus dem Gedichte „Die Macht des Gesanges“ (S. 1 des Schillerschen Musenalm. für das Jahr 1796) wird citiert:

Auf schwanker Leiter der Gefühle. —

Mit

Pegasus im Joche

bezeichnen wir einen Dichter, der ob harter, ihm aufgezwingener Arbeit seine Schwingen nicht frei entfalten kann.

Zuerst (Musen-Almanach für 1796, S. 62) war das Gedicht „Pegasus in der Dienstbarkeit“ überschrieben; der jetzt geläufige Titel tritt erst in der Ausgabe der Gedichte, Leipzig 1800—1803, auf. —

In dem Gedichte „Die Ideale“ (ebenda S. 135) redet der Dichter die fliehende Zeit also an:

So willst du treulos von mir scheiden? —

Aus dem Gedichte „Würde der Frauen“ (ebenda S. 186) ist:

**Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmliche Rosen ins irdische Leben. —**

Aus Schillers „Xenien“ (Musenalm. für das Jahr 1797) gehören folgende Citate hierher:

das Distichon „Wissenschaft“:

**Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt;**

aus dem Distichon „Kant und seine Ausleger“:

Wenn die Könige bau'n, haben die Kärner zu thun.

„Sonntagskinder“ (aus Vereinigung zweier Distichen entstanden, deren erstes „Geschwindschreiber“ betitelt war), die heute schon lehren wollen, was sie gestern gelernt, werden in dem gleichnamigen Doppeldistichon mit:

**Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!
abgefunden. —**

Das grosse gigantische Schicksal,

**Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt,
steht im 35. und 36. Verse der Schillerschen Parodie
„Shakespeares Schatten“. — Aus den auf die „Xenien“**

ebenda folgenden „Tabulae votivae“ Schillers wird citiert:

Pflicht für jeden.

Immer strebe zum Ganzen! und, kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schliess' an ein Ganzes dich an!

Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh', wie die andern es treiben;
Willst du die andern versteh'n, blick' in dein eigenes Herz,
und aus dem Distichon

Wahl.

(Kannst du nicht allen gefallen durch deine That und dein
Kunstwerk,

Mach' es wenigen recht,) vielen gefallen ist schlimm. —

Endlich bietet uns („Musenalm.“ 1797, S. 17) Schillers
Gedicht

„Das Mädchen aus der Fremde“

die Verse:

Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit. —

Aus Schillers „Hoffnung“ (10. Stück der Horen von
1797, S. 107) sind die Verse bekannt:

Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf;

(vgl. Seneca „Briefe“ 13: „intelleges, quam foeda sit hominum levitas . . .
novas spes etiam in exitu inchoantium.“ — „Du wirst einsehen, wie häss-
lich der Leichtsinns des Menschen ist, die noch beim Scheiden sich neuen
Hoffnungen hinzugeben beginnen“)

und:

Und was die inn're Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht. —

Der Musenalm. für 1798 enthält eine Reihe Schillerscher
Balladen. Aus dem „Ring des Polykrates“ (S. 24) wird
citiert der Anfang:

Er stand auf seines Daches Zinnen;

und ferner aus Strophe 1:

Dies alles ist mir unterthänig;

aus Strophe 6:

Der Schiffe mastenreicher Wald;

Strophe 9:

Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu teil;

Strophe 11:

Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun;

endlich Strophe 16:

Hier wendet sich der Gast mit Grausen. —

Aus dem „Handschuh“ (S. 41) stammt:

Die Damen in schönem Kranz

und:

Den Dank, Dame, begehre' ich nicht. —

Der „Ritter Toggenburg“ (S. 105) bietet:

Ritter, treue Schwesterliebe,

und:

Und so sass er eine Leiche . . . —

Aus Schillers „Taucher“ (S. 119) wird citiert:

Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in diesen Schlund?

Und es waltet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;

Hochherziger Jüngling, fahre wohl!

Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht;

Unter Larven die einzig fühlende Brust;

Lasst, Vater, genug sein das grausame Spiel,

gewöhnlich citiert in der Form:

Lasst, Vater, genug sein des grausamen Spiels. —

Ebenda stehen (S. 221) „Die Worte des Glaubens“,
worin im Anfange der zweiten Strophe:

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren,

und am Schlusse der dritten, mit Benutzung des 1. Kor. 1, 19 vorkommenden „Verstands der Verständigen“:

(Und) was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt. —

Aus der „Nadowessischen Totenklage“ (ebenda S. 237) stammt:

Mit dem Anstand, den er hatte. —

Aus der Ballade „Die Kraniche des Ibykus“ (ebenda S. 267) wird citirt:

So weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt;
Und muss ich so dich wiederfinden!
Wer zählt die Völker, nennt die Namen!
Es steigt *(nicht: es ragt)* das Riesenmass der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus;
Sieh' da, sieh' da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!

und

Die Scene wird zum Tribunal. —

Aus dem „Gang nach dem Eisenhammer“ (ebenda S. 306):

Str. 7: Red'st du von einem, der da lebet?
Str. 14: Dess freut sich das entmenschte Paar.
Str. 25 u. 28: Der ist besorgt und aufgehoben.
Str. 28: Herr, dunkel war der Rede Sinn.
Str. 30: Dies Kind, kein Engel ist so rein. —

In seinem im Okt. 1798 bei Wiedereröffnung der Schaubühne in Weimar gesprochenen „Prolog“ zu „Wallensteins Lager“ schuf Schiller die Worte:

Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze;
(Denn) wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

(s. unten Horaz: „principibus placuisse . . .“)

Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen grössern Zwecken.

(vgl. Seneca: „Natur. quaest.“ III, praef.: „Crescit animus, quoties coepti magnitudinem attendit“. Tacitus: „Dial. de orat.“ 37: „Crescit enim eum amplitudine rerum vis ingenii“.)

Von der Partelen Gunst und Hass verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte;
Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst. —

In „Wallensteins Lager“ (1798), 2. Auftritt, schildert der Trompeter den Bauer:

Ei, das muss immer saufen und fressen!

und im 5. Auftritt ruft der erste Jäger, als die Marketenderin kommt:

Was? der Blitz!

Das ist ja die Gustel aus Blasewitz.

Im 6. Auftritt wirft der Wachtmeister einem Jäger vor, dass ihm

der feine Griff und der rechte Ton

fehle, den man nur „um des Feldherrn Person“ lernen könne. Der Jäger erwidert darauf:

Wie er räuspert und wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt,

was aus Molières „Femmes savantes“ 1, 1 entlehnt ist, wo Armande sagt:

Wer sich nach andern bilden will und achten,
Hat ihren guten Sitten nachzutrachten.
Das heisst gewiss sein Vorbild nicht erreichen,
Im Räuspern nur und Spucken ihm zu gleichen.
(„Que de tousser et de cracher comme elle“.)

Moland sagt in seiner Molière-Ausgabe, VII, Paris 1864: „Molière bringt hier nur eine sprichwörtliche Redensart, die zu seiner Zeit gebräuchlich war, in Verse“, und führt zum Beleg „Francion“ von Sorel, Buch XI an: „ce n'est pas imiter un homme de ne faire que peter et tousser comme lui“. —

Aus dem 7. Auftritt citieren wir die Worte des Rekruten:

Trommeln und Pfeifen,
Kriegrischer Klang!

und des Wachtmeisters:

Und wer's zum Korporal erst hat gebracht,
Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht. —

Aus der Kapuzinerpredigt*) (im 8. Auftritt) sind geflügelt geworden der Anfang:

Heisa, juchheia! Dudeldumdei!
Das geht ja hoch her. Bin auch dabei!

und die ferneren Aussprüche:

Quid hic statis otiosi!
Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder;

(vgl. S. 11; Gefl. W. a. d. Bibel).

und: Quid faciemus nos? —

Die Arquebusiere, die den Bauer in Schutz nehmen (10. Auftritt):

Der Bauer ist auch ein Mensch — so zu sagen,
sind

Tiefenbacher,
Gevatter Schneider und Handschuhmacher,

ja, im 11. Auftritt wird von ihnen gesagt:

Aber das denkt wie ein Seifensieder. —

Aus dem von Körner, Zahn, Zelter und Zumsteeg komponierten Chorgesange wird citiert:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein. —

Dem Musenalm. für das Jahr 1799 entnehmen wir folgende Citate: aus Schillers Ballade „Der Kampf mit dem Drachen“ (S. 151):

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Mut zeigt auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck;

aus seiner „Bürgschaft“ (S. 176):

Möros, den Dolch im Gewande;
Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!

*) Manche meinen, das Wort „Kapuzinade“ sei nach dieser Schwankpredigt gebildet, aber es ist älter als Schillers „Wallensteins Lager“, und wer es zuerst brauchte, ist noch unentschieden.

Das sollst du am Kreuze bereuen;
 Des Hauses redlicher Hüter;
 Zurück! du rettetest den Freund nicht mehr;
 In den Armen liegen sich beide
 Und weinen vor Schmerzen und Freude;
 (*Der fühlt*) ein menschliches Rühren;
 (*Und*) die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn;

endlich: Ich sei, gewährt mir die Bitte,
 In eurem Bunde der dritte,

woraus auch losgelöst citiert wird:

Der Dritte im Bunde und im Bunde der Dritte.

Dieses Wort findet sich bereits in einer der Quellen der Erzählung, in des Aristoxenus „Leben des Pythagoras“, von dem ein Bruchstück in den gleichnamigen Werken des Porphyrius (§ 59—61) und des Jamblichus (c. 33) erhalten ist. Danach hat der Tyrann von Syrakus Dionys der Jüngere (367—343), als er nach seiner Vertreibung in Korinth Schullehrer war, dem Aristoxenus selbst sein Erlebnis mit den beiden befreundeten Pythagoreern Phintias (Hygin, aus dessen 257. Fabel Schiller schöpfte, nennt ihn Möros) und Damon erzählt. Er habe zum Schluss die beiden Getreuen umarmt und geküsst und sie gebeten, ihn für würdig zu halten, ihn in ihren Freundschaftsbund als dritten aufzunehmen („ἀξιῶσα τρίτον αὐτὸν εἰς τὴν φίλων παραδέξασθαι“). —

Aus „Des Mädchens Klage“ (ebenda, S. 208, und dann, um zwei Strophen verkürzt, als Theklas Lied, „Piccolomini“ 3, 7) wird citiert:

Ich habe genossen das irdische Glück,
 Ich habe gelebt und geliebet. —

Die Schlussverse der 6. Strophe des Gedichts vom Jahre 1799: „An Goethe, als er den ‚Mahomed‘ von Voltaire auf die Bühne brachte“:

Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
 Und siegt Natur, so muss die Kunst entweichen

erfuhren nach Schillers Tode eine bizarre Umgestaltung.

Die französische Sage nämlich, dass der Hund des Ritters Aubry durch sein feindseliges Betragen gegen dessen heimtückischen Mörder zur Entdeckung desselben geführt, wurde zu einem Melodrama verarbeitet, in dem der Hauptdarsteller, ein dressierter Pudel, das Pariser Publikum in Begeisterung versetzte. 1816 gab sich die königliche Bühne in Berlin dazu

her, den Pudel auftreten zu lassen, was, wie Zelter (Brief 246) an Goethe schreibt, die Berliner zu dem Witze veranlasste, dass „den Hund aufs Theater bringen“ eigentlich „das Theater auf den Hund bringen“ sei. Auch der Grossherzog von Weimar, eine grosser Hundeliebhaber, wünschte den vierbeinigen Schauspieler auf seiner Bühne zu sehen, stiess aber auf Widerstand bei Goethe, dem Intendanten. Der Pudel wurde jedoch heimlich verschrieben, Goethe ging am Abend der Theaterprobe, am 20. März 1817, mit eigenmächtiger Urlauberteilung nach Jena, reichte nach der am 12. April stattgehabten Aufführung den Abschied ein und erhielt darauf von Karl August folgende Zeilen: „Aus den mir zugegangenen Äusserungen habe ich die Überzeugung gewonnen, dass der Geheimrat von Goethe wünscht, seiner Funktion als Intendant enthoben zu sein, welches ich hiermit genehmige“. Die Tagesblätter veränderten die obigen Verse Schillers demzufolge also:

Dem Hundestall soll nie die Bühne gleichen,
Und kommt der Pudel, muss der Dichter weichen,

und nannten den Pudel den „Schicksalspudel“. Goethe selbst erwähnt in den „Annalen“ unter dem Jahre 1817 von diesen Vorkommnissen nichts. (Vgl. Carl Eberwein, „Weimarer Sonntagsblatt“, 1857, S. 12.) —

Schwindet ein Wesen oder ein Werk ohne Ruhm dahin,
so hört man sagen, dass es

Klanglos zum Orkus hinab

ging, ein Wort, welches den Schluss von Schillers
„Nenie“ bildet (ged. 1. Okt. 1799). —

Aus „Hektors Abschied“ (zuerst in den „Gedichten von
Friedrich Schiller“, 1. T., Leipz. 1800) wird citiert:

Will sich Hektor ewig von mir wenden?

und

Teures Weib, gebiete deinen Thränen!

(In Goedekes „Historisch-kritischer Ausg.“, T. 11, wird das Gedicht mit der Jahresbezeichnung 1780—93 versehen, was wohl heissen soll, dass die ältere Form, wie sie in den „Räubern“, 4, 4 vorliegt, aus dem Jahre 1780, die neuere aus dem Jahre 1793 stammt.) —

Im „Musen-Almanach für das Jahr 1800“, S. 226, steht
Schillers Gedicht „Die Erwartung“, dessen Anfang
lautet:

Hör' (nicht: Hör!) ich das Pflörtchen nicht gehen? —

Ebenda, S. 243, erschien Schillers „Lied von der
Glocke“; daraus werden als Citate verwendet die Worte:

Von der Stirne heiss
 Rinnen muss der Schweiss;
 Zum Werke, das wir ernst bereiten,
 Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
 Wenn gute Reden sie begleiten,
 Dann fliesst die Arbeit munter fort;
 Nehmet Holz vom Fichtenstamme;
 Die schwarzen und die heitern Lose;
 Die Jahre fliehen pfeilgeschwind;
 Errötend folgt er ihren Spuren;
 O zarte Sehnsucht, süsßes Hoffen,
 Der ersten Liebe goldne Zeit!
 Das Auge sieht den Himmel offen,

vgl. Joh. 1, 51 (oben S. 80).

Es schwelgt das Herz in Seligkeit;
 O dass sie ewig grünen bliebe,
 Die schöne Zeit der jungen Liebe;
 Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
 Wo Starkes sich und Mildes paarten,
 Da giebt es einen guten Klang;
 Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
 Ob sich das Herz zum Herzen findet;
 Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang;
 Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
 Reißt der schöne Wahn entzwei;
 Der Mann muss hinaus
 Ins feindliche Leben;
 Doch mit des Geschickes Mächten
 Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
 Und das Unglück schreitet schnell;
 Wohl! nun kann der Guss beginnen;
 Wohlthätig ist des Feuers Macht,
 Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht;
 Wehe, wenn sie losgelassen;
 (*Denn*) die Elemente hassen
 Das Gebild der Menschenhand;
 Mütter irren (!)
 Leer gebrannt
 Ist die Stätte;
 Ein süsßer Trost ist ihm geblieben,
 Er zählt die Häupter seiner Lieben,
 Und sich! ihm fehlt kein teures Haupt;

(Die Berliner sagten 1813 von Bernadottes geringen Verlusten bei Grossbeeren und Dönnwitz nach Häussers „Deutscher Geschichte“, 3. Aufl., Bd. 4, S. 267:

*Er zählt die Hüupter seiner Lieben,
Und sieh! es fehlten ihm nur sieben.)*

Ach, die Gattin ist's, die teure;

(Denn) das Auge des Gesetzes wacht;

Vgl. Ammianus Marcellinus (um 390) XXVIII, 6, 25: „quia vigilavit Iustitiae oculus sempiternus“; XXIX, 2, 20: „Iustitiae oculus arbor et vindex perpetuus rerum vigilavit attente.“ Gellius, „Att. Nächte“ XIV, 4, 1: „Chrysippus . . . os et oculos Iustitiae vultumque eius . . . depinxit.“ Auch die griechischen Tragiker sprechen vom *Δίκης ὀφθαλμός* und *Δίκης ὄμμα*, Nauck, „Trag. Gr. fragm.“ 2. Ausg.: Sophocles fr. 11, Dionysius fr. 5, adespota fr. 421. (Otto, „Sprichw. d. Römer“, S. 180.)

**Wenn sich die Völker selbst befreien,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn;**

Da werden Weiber zu Hyänen;

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,

Verderblich ist des Tigers Zahn;

Jedoch der Schrecklichste der Schrecken,

Das ist der Mensch in seinem Wahn. —

Aus Schillers Drama „Die Piccolomini“ (1800) wird citiert:

Spät kommt ihr, doch ihr kommt (1, 1),

wobei bemerkt werden mag, dass schon in der Odyssee, 23, 7 von Odysseus gesagt wird, er komme nach Hause, obwohl er spät komme. (Ursprünglich begannen weder „Don Carlos“ noch die „Piccolomini“ mit ihren so berühmten Worten. Der Anfang der „Piccolomini“ lautete:

**Gut, dass Ihr's seid, dass wir Euch haben! wusst' ich doch,
Graf Isolani bleibt nicht aus.)**

Der Krieg ernährt den Krieg. (1, 2.)

Der Gedanke ist alt und volkstümlich. Schon bei Livius 34, 9 sagt Cato: „bellum se ipsum alet“. Vgl. die Worte des 1. Jägers in „Wallensteins Lager“ (11. Auftr.):

Sie wollten erst von Zwölftausend hören:

Die, sagt er, die kann ich nicht ernähren;

Aber ich will Sechzigtausend werben,

Die, weiss ich, werden nicht Hungers sterben;

und dazu Khevenhüllers „Annales Ferdinandi“ X, 802, Lpg. 1724. Vgl. auch das französ. Sprichwort: „La guerre nourrit la guerre“.

Es ist der Krieg ein roh, gewaltsam Handwerk. (1, 2.)

- Was ist der langen Rede kurzer Sinn? (1, 2.)
 Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr. (1, 4.)
 In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne. (2, 6.)
 Wohl ausgesonnen, Pater Lamormain! (2, 7.)
 Wär' der Gedank' nicht so verwünscht gescheit,
 Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen (*ebenda*).
*(O, der ist aus dem Himmel schon gefallen,
 Der an der Stunden Wechsel denken muss!)*
 Die Uhr schlägt keinem Glücklichen (3, 3),

was gewöhnlich in der Form citiert wird:

- Dem Glücklichen schlägt keine Stunde;
 Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
 Wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt (3, 4).

Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme (3, 8),

was als Nebentitel des von Hauff unter dem Namen
 H. Clauren und gegen diesen geschriebenen Romans
 „Der Mann im Monde“ (1825) noch bekannter ge-
 worden ist;

- Das eben ist der Fluch der bösen That,
 Dass sie fortzeugend immer Böses muss gebären (5, 1).

Derselbe Gedanke wird schon im „Agamemnon“ des Äschylus, 758 so
 ausgesprochen: „Die gottlose That erzeugt mehrere, die ihrem Geschlecht
 gleichen“, und 763: „alte Schuld zeugt gern Schuld, die in den Sünden der
 Menschen neu aufblüht“, und von Saxo Grammaticus († 1204) in seiner
 Erzählung von „Hamlet“ folgendermassen: „Das eben ist der Fluch der
 Schuld, dass sie immer wieder Reiz und Veranlassung zu neuer Schuld
 enthalten muss“. (Simrock, „Quellen des Shakespeare“, 2. Aufl., I, 104.) —

Aus „Wallensteins Tod“ wird citiert:

- 1, 4: Ernst ist der Anblick der Notwendigkeit;
 Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
 Und die Gewohnheit nennt er seine Amme;
 Sei im Besitze, und du wohnst im Recht;

vgl.: „Beati possidentes“.

- 1, 5: Ich hab' hier bloss ein Amt und keine Meinung.
 2, 2: Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort;
 Büchmann, Geflügelte Worte. 20. Aufl. 15

Eng ist die Welt, und das Gehirn ist weit —
 Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
 Doch hart im Raume stossen sich die Sachen.

2, 3: Es giebt im Menschenleben Augenblicke;
 Und Ross und Reiter sah ich niemals wieder.

2, 6: Dank vom Haus Östreich!

3, 9: Das war kein Heldenstück, Octavio!

3, 10: Nacht muss es sein, wo Friedlands Sterne strahlen;
 (Gern wird für „Sterne strahlen“ hier „Sterne glänzen“ gesagt, weil es
 weicher klingt.)

3, 13: Du hast's erreicht, Octavio!
 was gewöhnlich so citiert wird:

Du hast's gewollt, Octavio!

Da steh' ich, ein entlaubter Stamm!

3, 15: So ist's, mein Feldherr!

Daran erkenn' ich meine Pappenheimer.

3, 18: Max, bleibe bei mir!

4, 10: Keines Überfalls gewärtig;

Gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge;

Man sagt, er wollte sterben.

Theklas Monolog in 4, 12 enthält:

Was ist das Leben ohne Liebesglanz?

und schliesst:

Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

5, 5 findet sich:

Ich denke einen langen Schlaf zu thun,

Denn dieser letzten Tage Qual war gross;

und 5, 11:

Des Menschen Engel ist die Zeit. —

Aus „Maria Stuart“ (1801) citieren wir

3, 1: Eilende Wolken! Segler der Lüfte!

und 4, 6:

„Graf! dieser Mortimer starb Euch sehr gelegen“
 in der Form:

Der starb Euch sehr gelegen.

Die Schlussverse der „Maria Stuart“ lauten:

Der Lord lässt sich
Entschuldigen; er ist zu Schiff nach Frankreich. —

In Schillers Gedicht „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“ („Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1802“, S. 167) heisst es:

Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Ebenda, S. 231, steht „Voltaire's Pucelle und die Jungfrau von Orleans“, später „Das Mädchen von Orleans“ genannt. Daraus wird citiert:

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn.

Aus der zweiten Scene des Prologes zur „Jungfrau von Orleans“, die zuerst 1801 in Leipzig aufgeführt wurde, und deren erster Druck unter dem Titel: „Kalender auf das Jahr 1802. Die Jungfrau von Orleans“ u. s. w. (Berlin, Unger) erschien, wird citiert:

Wie kommt mir solcher Glanz in meine Hütte?

aus der dritten:

Mein ist der Helm, und mir gehört er zu;
Du fragst
Nach Dingen, Mädchen, die dir nicht geziemen;
Nichts von Verträgen, nichts von Übergabe!
Ach! es geschehen keine Wunder mehr!

Der Anfangsvers der ersten Strophe des Monologs Johannas:

Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften,

wird, wie ihr Schlussvers:

Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder,

bei einem Abschiede angewendet. Die Worte des Königs Karl VII. (1, 2):

Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen!

erscheinen mit ihrem „Drum“ als eine Schlussfolge aus den vorhergehenden Betrachtungen Karls; citiert wird das Wort, indem man für „Drum“ eigenmächtig „Es“ setzt.

Mit dem Volke soll der Dichter gehen,
Also les' ich meinen Schiller heut'!

sagt Freiligrath.

Ferner sind uns aus der „Jungfrau von Orleans“ folgende Stellen geläufig:

Kann ich Armeen aus der Erde stampfen?

Wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand? (1, 3)

(wobei zu bemerken, dass nach Plutarchs „Cäsar“, K. 33, Pompeius einst geprahlt hatte, er könne Armeen aus der Erde stampfen;)

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht

Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre (1, 5);

1, 9: Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen.

(Solche Gegenüberstellung findet sich bereits: Livius 5, 44; 22, 48; 23, 40; 25, 14; Curtius 4, 15; Tacitus, hist. 3, 77: „pugna“ und „caedes“; Livius 2, 53 und 5, 45; Tacitus, hist. 4, 33: „proelium“ und „caedes“; Livius 28, 16: „pugna“ und „trucidatio velut pecorum“.)

1, 10: Von wannen kommt dir diese Wissenschaft?

(Schiller ahmte sich selbst in diesem Verse nach; denn in „Macbeth“, 1, 5 (1801) übersetzt er das Shakespearesche 1, 3 vorkommende:

Say from whence

You owe this strange intelligence?

also:

Sagt, von wannen kam euch

Die wunderbare Wissenschaft?)

3, 4: Dein Schicksal ruht in deiner eignen Brust!

3, 6: Unsinn, du siegst, und ich muss untergehn!

(„Unsinn du siegst!“ steht schon in Friedrich Arndts Papieren aus dem Jahre 1795 (abgedr. in seines Bruders E. M. Arndt „Schriften für und an seine lieben Deutschen“ 1, S. 12). Gehen Arndt und Schiller auf eine gemeinsame ältere Quelle zurück? Und auf welche?)

3, 6: Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.

4, 1: Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schwelgen;

Wehe! Weh mir! Welche Töne!

Ach, es war nicht meine Wahl!

5, 14: Wie wird mir? Leichte Wolken heben mich;

und der Schlussvers des ganzen Dramas:

Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude! —

Aus Schillers Bearbeitung des Gozzischen Märchenspiels „Turandot“ (Tübingen 1802) citieren wir das Wort der Prinzessin 2, 4:

Sieh her und bleibe deiner Sinne Meister! —

Schillers Gedicht „An die Freunde“ („Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1803“, Tübingen, S. 1 u. 2) enthält das Wort:

**Lieben Freunde, es gab schöne Zeiten,
Als die unsern, das ist nicht zu streiten;**

ferner: (*Und*) der Lebende hat recht;

und die Umschreibung für Theaterbühne:

Die Bretter, die die Welt bedeuten.

S. 201 und 202 daselbst steht das Gedicht: „Thekla. Eine Geisterstimme“, aus dem der Endvers citiert wird:

Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel.

Aus dem ebenda S. 210—214 abgedruckten Gedichte „Kassandra“ citieren wir:

Frommt's, den Schleier aufzuheben?

und: **Nur der Irrtum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod. —**

Aus der „Braut von Messina“ (1803) ist bekannt der Anfangsvers

Der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb,

der vielleicht aus dem Wort des Apothekers in Shakespeares „Romeo und Julie“ (5, 1) entstand:

„My poverty, but not my will, consents“,
oder aus Dantes „Inferno“ (12, 87):

„Necessità 'l e' induce e non diletto“.

Ferner citieren wir:

1, 4: **Der Siege göttlichster ist das Vergeben;**

1, 7: **Ein jeder Wechsel schreckt den Glücklichen;**

- 1, 8: Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muss der Mensch für den kommenden Morgen;
Das ermüdende Gleichmass der Tage;
Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach;
- 2, 5: Die ist es oder keine sonst auf Erden!
- 3, 4: Blendwerk der Hölle!
- 3, 5: Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe!
Ein andres Antlitz, eh sie geschehen,
Ein anderes zeigt die vollbrachte That;
- 4, 4: Auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen;
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz;
- 4, 7: Auf den Bergen ist Freiheit!
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

4, letzter Auftr.:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel grösstes aber ist die Schuld.

Der zweite Vers ist die Übersetzung von Cicero („ad. fam.“ VI, 4, 2): „nec esse ullum malum praeter culpam“. — A. W. v. Schlegel versah diese Verse mit Bezug auf Müllners Drama „Die Schuld“, 1816, im Wendtschen Musenalm. von 1832 mit der Überschrift: „Unter Müllners Bildnis“, und Carl Bagger („Digtinger, gamle og nye“, 1836) schreibt:

In ein Stammbuch.

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel grösstes aber sind die Schulden. —

Der erste Vers aus Schillers Romanze „Der Jüngling am Bache“, welche in den am 12. Okt. 1803 in Weimar aufgeführten und 1806 erschienenen „Parasiten“ 4, 4 eingeflochten ist, lautet:

An der Quelle sass der Knabe.

Der „Parasit“ ist von Schiller aus Picards „Médiocre et Rampant ou Le moyen de parvenir“ (1797) weniger übersetzt als übertragen; die Schillersche Romanze hat mit der Picards nur die Stimmung gemein, so-

dass obiges Citat durchaus Schiller angehört, während der Schluss der Romanze:

**Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich Liebend Paar**

seine Entstehung wohl einer Reminiscenz verdankt. In Wielands „Musarion“ (1768), Bd. 1, stottert nämlich Fania: „Gewiss sehr viel Ehre! Allein mein Haus ist klein“; worauf die Schöne versetzt: „Und wenn es kleiner wäre, für eine Freundin hat die kleinste Hütte Raum“, und in J. A. Leisewitz' „Julius von Tarent“ (1776) 2, 3 ruft Blanca: „Diese Hütte ist klein; Raum genug zu einer Umarmung. — Dies Feldchen ist enge — Raum genug für Küchenkräuter und zwei Gräber; und dann, Julius, die Ewigkeit; — Raum genug für die Liebe!“ —

Aus Schillers Ballade „Der Graf von Habsburg“ („Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1804“, Tübingen) stammt:

die kaiserlose, die schreckliche Zeit!

aus dem „Siegesfest“ (ebenda):

**Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange, schwere Streit;**

(vgl. oben S. 197 f.)

**Ohne Wahl verteilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück,
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Thersites kommt zurück!
Ja, der Krieg verschlingt die Besten!**

**Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der grosse Name noch;**

(Der) bethrante(n) Hekuba.

**Trink ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiss den grossen Schmerz,
Wundervoll ist Bachus Gabe,
Balsam fürs zerriss'ne Herz;
Rauch ist alles ird'sche Wesen;**

*Um das Ross des Reiters schweben,
Um das Schiff die Sorgen her,*

(vgl. Horaz, Od. III, 1, 37 ff.)

**Morgen können wir's nicht mehr,
Darum lasst uns heute leben! —**

Der vorletzte Vers des von Schiller 1804 für Beckers

„Taschenbuch“ verfassten Gedichtes „Der Alpenjäger“ lautet:

Raum für alle hat die Erde. —

Citate aus „Wilhelm Tell“ (1804) sind Tells Worte an Ruodi den Fischer (1, 1):

Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt;

Ruodis Antwort:

Vom sichern Port lässt sich's gemächlich raten;

Ferner Ruodis:

Da rast der See und will sein Opfer haben;

Tells Worte an den Hirten (s.: Lessing oben S. 155):

Ich hab' gethan, was ich nicht lassen konnte;

und der Schlussvers der ersten Scene:

Wann wird der Retter kommen diesem Lande?

In der zweiten Scene sagt Gertrud:

Dem Mutigen hilft Gott!

s.: „Fortes fortuna adiuvat.“

In der dritten Scene erwidert Tell auf Stauffachers Drängen:

Der Starke ist am mächtigsten allein.

Der zweite Akt führt uns aus der ersten Scene zu:

Ich bin der letzte meines Stamms;

wobei zu erinnern ist, dass bereits Friedr. Leop. Graf zu Stolberg in seiner „Romanze“ (1774; „Ges. W.“ der Brüder Stolberg T. 1, S. 56) sang:

„Er, der letzte seines Stammes

Weinte seiner Söhne Fall“.

Aus derselben Scene des „Tell“ citieren wir:

Ans Vaterland, ans teure, schliess dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;

und:

Es lebt ein anders denkendes Geschlecht.

2, 2 bietet:

Wir sind ein Volk und einig woll'n wir handeln,

und gegen Ende:

Wir wollen sein ein einzig (nicht: einig) Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.

Aus 3, 1 entnehmen wir die Worte Walthers:

Was da fleucht und krecht,

gewöhnlich in der Form sämtlicher späteren Auflagen:

Was da krecht und fleucht,

Worte, die sich an 1. Mos. 7, 14 anlehnen.

Schon Walthervon der Vogelweide singt (nach Simrocks Übersetzung, 6. Aufl., Leipz. 1876, S. 5) im Gedichte „Wahlstreit“ (1198): „Was kriechech oder flieget“. Vgl. Homers „Ilias“ 17, 447: „ὅσα τε γαῖαν ἐπι πνέει τε καὶ ἔρπει“, und Herodot 1, 140: „τᾶλλα ἐρπετὰ καὶ πετεινά“.

Aus derselben Scene brauchen wir drei Worte Tells:

Früh übt sich, was ein Meister werden will;

Die Axt im Haus erspart den Zimmermann;

Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leisten.

3, 3 enthält des Rudenz Worte:

Allzu straff gespannt, zerspringt der Bogen.*)

4, 2 spricht der sterbende Attinghausen:

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,

Und neues Leben blüht aus den Ruinen;

Seid einig — einig — einig!

Aus Tells Monolog 4, 3 wird citiert:

*) Bei Herodot II, 173 sagt Amasis, König von Ägypten (570—526) vom Bogen: „εἰ γὰρ δὴ τὸν πάντα χρόνον ἐντεταμένα εἶη, ἐκραγέη ἄν“ — „denn bliebe er alle Zeit gespannt, so würde er wohl zerbrechen“. Er entschuldigt damit seinen Hang, die Regierungsmühen mit Trinkgelagen abwechseln zu lassen. Dann entleiht Phädrus (3, 4, 10) dem Aesop die Weisheit, der Geist brauche Spiel, um wieder denkfrisch zu werden, denn: „Cito rumpes arcum, semper si tensus habueris“ — „du zerbrichst den Bogen schnell, wenn du ihn stets gespannt hältst“. Grimmeshausens „Simplicissimus“ IV, 1 bietet: „Wann man den Bogen überspannet, so muss er endlich zerbrechen“, und in F. M. Klingers Trauerspiel: „Die Zwillinge“ (1774) heisst es 2, 2: „wir wollen den Bogen nicht zu stark spannen, damit die Sehne halte“.

Durch diese hohle Gasse muss er kommen,
Es führt kein andrer Weg nach Küssnacht. — Hier
Vollend ich's.

Die Gelegenheit ist günstig.

Dort der Hollunderstrauch verbirgt mich (*ihm*);
Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!
Fort musst du, deine Uhr ist abgelaufen;

In gährend Drachengift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt;

wobei wohl 5. Mos. 32, 33 „Ihr Wein ist Drachengift“ und Lady Macbeth („Macbeth“ 1, 5) vorgeschwebt hat, die vom Gemüt ihres Mannes sagt, es sei „zu voll von der Milch der Menschenliebe“;

Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen;

Entränn' er jetzo kraftlos meinen Händen (*nämlich der Pfeil*),
Ich habe keinen zweiten zu versenden;

endlich:

Auf dieser Bank von Stein will ich mich setzen,
was schon des auffallenden Kasus wegen citiert wird.
Aus dem darauffolgenden Gespräch Tells mit dem Flur-
schützen ist bekannt:

Es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt,

die Umänderung eines älteren Sprichworts: „Niemand kann
länger Frieden haben, als seinem Nachbar beliebt“.

Dann ruft der getroffene Gessler (4, 3):

Das ist Tells Geschoss!

Und nun singen die barmherzigen Brüder:

Rasch tritt der Tod den Menschen an. —

Aus dem durch Schillers Tod (1805) unvollendet
gebliebenen „Demetrius“ citieren wir Sapiaha's Worte:

Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,
Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen;

und:

Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen,

wodurch ein oft dagewesener Gedanke für uns seine
bleibende Form erhielt.

S. Cicero „de off.“ II, 22: „non enim numero haec iudicantur, sed pondere“; Plinius d. j. üng. II, Ep. 12: „numerantur enim sententiae, non ponderantur“; Moses Mendelssohn (Ges. W. 3, 370; an Nicolai): „Stimmen . . . wollen gewogen und nicht gezählt sein“; Wieland (1774. „Abderiten“ 5, 3) meint, es komme nicht auf „majora“ (das Mehr), sondern auf „saniora“ (das Vernünftigeren) an; Lichtenberg (1777. Ausg. v. 1867 B. 2, 3, 236) bedauert, „dass wir so oft die Stimmen nur zählen können. Wo man sie wägen kann, soll man es nie versäumen“; Klopstock (Aug. 1800. „Die Wage“): „Du zählst die Stimmen; wäge sie —“ und endlich Schiller selbst (1801. „Maria Stuart“ 2, 3): „Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe“. (Vgl. Stahls „Autorität, nicht Majorität!“) —

Das unterbrochene Opferfest

ist der Titel einer Oper Peter von Winters (1796), deren Text von Franz Xaver **Huber** (1760—1810) herrührt. —

Nikolaus **Sturm**, mit dem Klostersnamen Marcellinus (1760—1819), ist Verfasser eines Liedes, dessen Anfang lautet:

Nach Kreuz und ausgestand'nen Leiden.

(„Lieder, zum Teil in bayerischer Mundart von P. Marcellin Sturm, ehemaligem Augustiner“. 1819. No. 15.) —

Joh. Peter **Hebel** (1760—1826) erzählt im „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes“ (1811) eine Geschichte „Die zwei Postillone“:

„Diese Postillone, welche zwischen Dinkelsbühl und Ellwangen fuhren, hatten von zwei Handelsleuten stets so schlechte Trinkgelder erhalten, dass sie sich vornahmen, die Herren freigebiger zu machen. Einst traf es sich, dass der Dinkelsbühler Schwager, den einen dieser Handelsleute fahrend, auf der Landstrasse dem Postillon von Ellwangen begegnete, welcher den anderen Handelsmann fuhr. Keiner will dem anderen ausweichen. Zuerst zanken sich die Postillone, und als die Reisenden sich in den Wortwechsel mischen, schlägt der Ellwanger Postillon dem Passagier in dem gegenüberstehenden Postwagen mit der Peitsche ins Gesicht, worauf der Postillon aus Dinkelsbühl ein gleiches an dem andern Passagier thut. Nachdem sie ihre gegenseitigen Passagiere durchgepeitscht hatten, trennten sie sich. Diesmal gab jeder der beiden Reisenden ein besseres Trinkgeld.“ — Hebel lässt den einen Postillon sagen: „Du sollst meinen Passagier nicht hauen; er ist mir anvertraut und zahlt honett, oder ich hau' den Deinigen auch.“

Der Volksmund hat die Worte des Postillons verkürzt zu:

Haust du meinen Juden, hau' ich deinen Juden.

Hebel erklärt in der Vorrede, dass mehrere der mitgeteilten Geschichten anderswo bereits zu hören oder zu lesen waren, und dass er auf diese Kinder des Scherzes und der Laune, denen er ein nettes und lustiges Rücklein angehängt, keine weiteren Ansprüche mache. Wem entlehnte er diesen Schwank? —

Den Sammeltitle einiger Schriften Aug. Friedr. Ferd. von **Kotzebues** (1761—1819):

Die jüngsten Kinder meiner Laune

(Lpz. 1793—97) citiert man gewöhnlich in der Form:

Das jüngste Kind meiner Laune,

mit welchem Scherzworte der Tischler Valentin in Raimunds „Verschwender“ 3, 7 seine Pepi vorstellt. — Die Anfangsverse von Kotzebues 1802 verfasstem, von Himmel komponiertem Liede (im Februarheft des „Freimütigen“ von 1803) „Trost beim Scheiden“ (zuerst „Gesellschaftslied“ genannt) citieren wir in der Form:

**Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond,**

und den Anfang von dessen vierter Strophe also:

**Wir sitzen so fröhlich beisammen
Und haben einander so lieb;**

während es ursprünglich hiess: „Es kann schon nicht alles so bleiben“ und „Wir haben uns alle so lieb“. —

Rinaldo Rinaldini

wurde zur stehenden Bezeichnung für einen räuberhaften Gesellen durch Chr. Aug. **Vulpius'** (1762—1827) ehemals weitverbreiteten Schauerroman „Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann; eine romantische Geschichte unsers Jahrhunderts“ (Lpz. 1797 ff.). In seiner Zeitschrift „Janus“ veröffentlichte Vulpius im Jahre 1800 „Romanzen und Lieder über Rinaldini“. Die zweite „Romanze“

dort (1, 371), die: „In des Waldes düstern Gründen“ beginnt, wurde zum Volkslied. Diesen Anfangsvers citieren wir in der Form:

In des Waldes tiefsten Gründen,
wohl mit Anlehnung an Schiller, der in seiner „Kassandra“ (1802) singt:

„In des Waldes tiefste Gründe
Flüchtete die Seherin.“ —

Die letzte Strophe des Gedichtes „Das Grab“ von Joh. Gaudenz Gusert Graf von **Salis-Seewis** (1762—1834) lautet („Götting. Mus.-Alman.“ f. 1788, S. 118):

Das arme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Find't nirgends wahren Frieden,
Als wo es nicht mehr schlägt.

Diese beiden Verse lauten in der von Fr. Matthisson besorgten Ausgabe der „Gedichte“, Zürich 1793, S. 36:

Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt. —

Der Anfang des Weihnachtsliedes:

Morgen, Kinder, wird's was geben,
Morgen werden wir uns freun,

wird oft angewendet. Es steht in Splittegarbs Lieder-sammlung, 2. Aufl., Berlin 1795, S. 317, wurde aber schon vor 1783 von Joh. Phil. Kirnberger in Berlin komponiert. Nach einer Familientradition war der Verfasser der Schulvorsteher Martin Friedrich Philipp **Bartsch** in Berlin († 1833). —

Joh. Gottfr. **Seume** 1763—1810) bietet uns in dem Gedichte „Der Wilde“ („Gedichte“, Riga 1801) die Worte:

(Ein Kanadier, der noch) Europens
Übertünchte Höflichkeit (nicht kannte);

und:

(Seht,) wir Wilden sind doch bessre Menschen,
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

Zuerst erschien das Gedicht in Schillers „Neuer Thalia“ (Bd. 3 S. 255 Lpz. 1793) und begann:

„Ein Amerikaner, der Europens . . .“ —

In der „Zeitung für die elegante Welt“, 1804, No. 23, liess Seume das Gedicht „Die Gesänge“ erscheinen, dessen erste Strophe:

Wo man singet, lass dich ruhig nieder,
Ohne Furcht, was man im Lande glaubt;
Wo man singet, wird kein Mensch beraubt;
Bösewichter haben keine Lieder,

im Volksmunde umgewandelt worden ist in:

**Wo man singt, da lass dich ruhig nieder;
Böse Menschen haben keine Lieder.**

Schon Luther sagt in seinem Gedichte „Frau Musica“ (Klugs Gesangbuch, Wittenberg 1543):

Hie kann nicht sein ein böser Mut,
Wo da singen Gesellen gut,

und Cervantes „Don Quijote“, II, 34 (1615) gegen Ende:

Señora, donde hay musica, no puede haber cosa mala.
Gnädige Fran, wo Musik ist, da kann nichts Böses sein.

Die Parodie der Seumeschen Verse von David Kalisch:

**Wo man raucht, da kannst du ruhig harren,
Böse Menschen haben nie Cigarren**

steht im „Humoristisch-satirischen Volkskalender des Kladderadatsch“ von 1850, S. 27. —

Jean Paul (Johann Paul Friedrich Richter, 1763—1825) machte zum Schauplatz seiner Satire „Das heimliche Klaglied der jetzigen Männer“ (Bremen 1801) das Landstädtchen*)

Krähwinkel,

das dadurch, wie dann durch Kotzebues Lustspiel

*) Cräwinkel, von Jahn (nach H. Pröhle in „Fr. Ludwig Jahns Leben“) in einem Briefe von 1825 Krähwinkel genannt, ist ein Dorf bei Laucha im Kreise Eckartsberga unweit von Jena; Krehwinkel ein Weiler im Oberamt Schorndorf in Württemberg; Krähwinkel ein Dorf im Kreise Solingen des Regierungsbezirks Düsseldorf.

„Die deutschen Kleinstädter“ (1803), die Bedeutung eines Klatschnestes erhielt. Auch schrieb Kotzebue „Des Esels Schatten oder der Process in Krähwinkel“ im „Almanach dramatischer Spiele für 1810“ (Riga 1809). Danach nennt man jede kleinstädtische Gesinnung und jeden daraus entspringenden thörichten Streich eine

Krähwinklei. —

Ferner gab Jean Paul (1804—5) den Roman

Flegeljahre

heraus, nachdem er schon in seinem „Siebenkäs“ (1795, Band 2, Kap. 5) schrieb: „Wenn der Mensch über die Tölpeljahre hinüber ist, so hat er noch jährlich einige Tölpelwochen und Flegeltage zurückzulegen“. —

Auch ist wohl Jean Paul als der Schöpfer des Worts

Weltschmerz

anzusehen. In seinem 1810 begonnenen posthumen Werke „Selina oder über die Unsterblichkeit“ (ersch. 1827; s. Bd. 2, S. 132) sagt er von Gott: „Nur sein Auge sah alle die tausend Qualen der Menschen bei ihren Untergängen. Diesen Weltschmerz kann er, so zu sagen, nur aushalten durch den Anblick der Seligkeit, die nachher vergütet.“

Hier also bedeutet das Wort entweder „Qualen aller Menschen“ oder „schmerzliches Gefühl Gottes für das Weltelend“. Heine jedoch verlegte den „Weltschmerz“ dann in die empfindliche Menschenseele, indem er in seiner Pariser Schrift „Aus der Gemälde-Ausstellung von 1831“ bei der Besprechung des Bildes von Delaroche: „Oliver Cromwell vor Karls I. Leiche“ ausruft: „Welchen grossen Weltschmerz hat der Maler hier mit wenigen Strichen ausgesprochen“. Es bedeutet hier „Schmerz für den fühlenden Menschen über die Vergänglichkeit alles Irdischen“. An Jean Paul und Heine lehnte sich dann Julius Mosen an, der da sang („Gedichte“ 1836, S. 93: „Weltsünde“ Str. 2):

„Und meine Seele riss entzwei der Schmerz,
Doch der mich schlug, den hört' ich also sagen:
Das ist der Weltschmerz, den einst Gott getragen!“

und ferner („Ahasver“ 1838, Gesang 1 Str. 10) im Sinne eines die ganze Welt umfassenden heroischen Schmerzes:

„Zur Zeit nur eines Volkes Todesschmerzen,
Zur Zeit die Not nur einer einz'gen Stadt,
Trägt er den Weltschmerz bald in seinem Herzen“.

Heine wiederum wendet dann das Wort in der Vorrede (1854) zu den „Geständnissen“ ironisch an im Sinne des Mitleids für das Weltelend, das auch „Schufte von Gefühl“ hegen. Wir aber brauchen „Weltschmerz“ heut im Sinne von „schmerzlichem oder eingebildetem Ekel an Welt und Leben“; und dazu schlug abermals Heine die Brücke, obwohl er das Wort da in „Weltqual“ ummodellt, durch folgende 1840 geschriebene Stelle („Ges. W.“ Strodttmann, 12, 230): „Wenn ich auch am Tage wohlbeleibt und lachend dahinwandle durch die funkelnden Gassen Babylons, glaubt mir's! sobald der Abend herabsinkt, erklingen die melancholischen Harfen in meinem Herzen, und gar die Nacht erschmettern darin alle Pauken und Cymbeln des Schmerzes, die ganze Janitscharenmusik der Weltqual, und es steigt empor der entsetzlich gellende Mummenschanz . . .“ —

Das 1793 von Johann Martin **Usteri** (1763—1827) verfasste Lied:

**Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht;
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht!**

erschien zuerst als Einzeldruck 1793 in Zürich und dann mit Nägelis Komposition in Böheims „Freimaurer-Liedern mit Melodien“ (Berlin 1795). —

Ludwig Ferdinand **Huber** (1764—1804) nannte Goethes 1803 zuerst in Weimar aufgeführtes und 1804 erschienenes Trauerspiel „Die natürliche Tochter“ (im „Freimütigen“ von 1803, No. 170, S. 678; „Sämtliche Werke seit dem Jahre 1802“, 2. T., S. 240)

marmorglatt und marmorkalt. —

Der Prediger Friedr. Wilh. Aug. **Schmidt** zu **Werneuchen** (1764—1838) hat zu der Redensart:

Sich freuen wie ein Stint

Anlass gegeben, indem er in seinem Gedichte „Der Mai 1795“ („Neuer Berliner Musenaln. für 1797“, S. 86) sang:

„O sieh, wie alles weit und breit,
 Von lindem Schmeichelwind
 Mit Wonneblüten überstreut,
 An warmer Sonne minnt!
 Vom Storche bis zum Spatz sich freut,
 Vom Karpfen bis zum Stint!“ —

Aus Wenzel Müllers Singspiele „Das Neu-Sonntags-
 kind“ (1793 zuerst aufgeführt, 1794 zuerst in Pressburg
 gedruckt), Text von Joachim **Perinet** (1765—1816),
 stammt:

Wer niemals einen Rausch hat g'habt,
 Der ist ein schlechter Mann,

was in der Form:

Wer niemals einen Rausch gehabt,
 Der ist kein braver Mann

citirt wird und sein Vorbild hat in den Versen, die
 wir bei Keil in den „Deutschen Studentenliedern des
 17. u. 18. Jahrh.“, S. 33 finden:

Denn wer sich scheut, ein Rausch zu han,
 Der will nicht, dass man ihn soll kennen,
 Und ist gewiss kein Biedermann. —

Aus Perinets, nach Phil. Hafners Lustspiel „Die
 reisenden Comödianten“ (Wien 1774) bearbeitetem und
 ebenfalls von Wenzel Müller komponiertem Singspiele
 „Die Schwestern von Prag“ (Wien 1794) stammt:

Was ist des Lebens höchste Lust?
 Die Liebe und der Wein,

was später dem Studentenliede „Ich hab' den ganzen
 Vormittag auf meiner Kneip' studiert“ als 2. Strophe
 einverleibt wurde. —

Christian Ludw. **Noack** (1767—?) ist der Verfasser
 des Liedes „Pabst und Sultan“:

Der Pabst lebt herrlich auf (jetzt: in) der Welt.
Büchmann, Geflügelte Worte. 20. Aufl. 16

Es steht zuerst gedruckt in: „Lektüre beim Kaffee. Ein Modebüchlein“, Lpz. 1789, S. 143, und ist, wie Max Friedländer („Commersb.“ 2. Aufl., S. 190) bemerkt, durch Lessings Gedicht „Die Türken“ angeregt. —

Friedr. **Kind** (1768—1843) ist zu nennen wegen der Verse:

Zwischen Lipp' und Kelchesrand
Schwebt der finstern Mächte Hand

aus seinem Gedichte: „König Ankäos“ (ged. 1802; „Gedichte“, Lpz. 1808, S. 5).

In der von Aristoteles (Fragm. 530 ed. Val. Rose, Bekker V, 1566; vgl. Tzetzes zu Lykophron 488) erzählten Anekdote lauten die dem König von Samos Ankaeos von seinem Sklaven zugerufenen Worte:

Πολλὰ μεταξὺ πέλει κύλικος καὶ χεῖλος ἄκρον

Zwischen dem Rande der Lipp' und des Bechers kann viel sich ereignen.

Dieser Spruch wird auch gern lateinisch citiert:

Multa cadunt inter calicem supremaque labra;

in England sagt man statt dessen:

There is many a slip — 'twixt cup and lip;

im französischen „Reineke Fuchs“ lautet V. 5468:

Entre bouche et cuillier — Avient souvent grand encombrier! —

Aus Kinds Gedicht „Der Christabend“ (verf. 1810; „Gedichte“, 2. Aufl., Lpz. 1817, I, S. 183) stammt:

Komm doch näher, liebe Kleine! —

Aus Kinds Text zu Karl Maria von Webers zuerst am 18. Juni 1821 in Berlin aufgeführtem „Freischütz“ citieren wir:

Durch die Wälder, durch die Auen.

Hilf Samiel! oder: Samiel, hilf!

Glaubst du, dieser Adler sei dir geschenkt?

Kommt ein schlanker Bursch gegangen.

Leise, leise, fromme Weise!

Wir winden dir den Jungfernkranz!

Was gleicht wohl auf Erden

Dem Jägervergnügen?

Er war von je ein Bösewicht;
Ihn traf des Himmels Strafgericht!
Werft (*eigentlich*: Stürzt) das Scheusal in die Wolfsschlucht!
Sei mir gegrüßt, Gesegneter des Herrn! —

Von Friedr. Dan. Ernst **Schleiermacher** (1768—1834)
rührt her:

In sieben Sprachen schweigen.

In „Zelters Briefwechsel mit Goethe“ (V, S. 413) sagt Zelter in einem Briefe vom 15. März 1830: „nun muss ich schweigen (wie unser Philologus Bekker, den sie den Stummen in sieben Sprachen nennen)“; und Halm „Nekrolog auf Immanuel Bekker“ („Sitzungsber. d. bayerischen Akad. d. Wissensch.“ 1872, S. 221) sagt: „Schleiermachers geistreiches Wort, Bekker schweige in sieben Sprachen, ist zu einem geflügelten geworden.“ —

Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft
wird in Berlin auch auf Scheiermacher zurückgeführt.
Wo findet es sich aber in dieser Form zuerst gedruckt? —

Fürchtegott Christian **Fulda** (1768—1854) ver-
spottete in seinen anonym erschienenen „Trogalien zur
Verdauung der Xenien. Kochstädt, zu finden in der
Speisekammer. 1797.“ Goethes und Schillers „Xenien“.
Auf S. 25 finden wir dort den berühmten Vers:

Die neumodigen Distichen.

— — — — —
In Weimar und in Jena macht man Hexameter wie der;
— — — — —
Aber die Pentameter sind doch noch excellenter. —

Ernst Moritz **Arndt** (1769—1860) beginnt sein
„Vaterlandslied“ (1812):

Der Gott, der Eisen wachsen liess,
Der wollte keine Knechte;

und sein Lied „Des Deutschen Vaterland“ (das Ostern
1813 in „Deutsche Wehrlieder für das Kgl. preuss.
Frei-Corps“, 1. Samml., S. 9 erschien und 1825 von
Gustav Reichardt komponiert wurde):

Was ist des Deutschen Vaterland!

Die ersten 5 Strophen bieten den Kehrreim:

Sein (oft citiert: Mein) Vaterland muss grösser sein,

und die 6. Strophe das Wort:

Soweit die deutsche Zunge klingt. —

Den Titel von Arndts Schrift: „Der Rhein, Teutschlands Strom, aber nicht Teutschlands Gränze“ (Lpz. 1813) citieren wir in der Form:

Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze, die Afingers Arndtdenkmal in Bonn schmückt. — Aus dem Titel von Arndts Schrift „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich von Stein“ (Berlin 1858) ist die Verbindung:

Wanderungen und Wandelungen

beliebt geworden. —

Friedrich **Voigt** (1770—1814) beginnt ein Lied „Elisas Abschied“ („Lieder für das Herz; zur Beförderung eines edlen Genusses in der Einsamkeit“, Lpz. 1799):

*Noch einmal, Robert, eh' wir scheiden,
(Komm an Elisas klopfend Herz).*

Ursprünglich stand Heinrich statt Robert da (s. den ersten Druck in der deutschen Monatschrift, August 1798, S. 281 ff.). —

Alles, was ist, ist vernünftig

ist eine Umformung der Worte Georg Wilh. Friedr. **Hegels** (1770—1831) in seinen: „Grundlinien der Philosophie des Rechtes“ (1821, S. XIX): „Was vernünftig ist, das ist wirklich; und was wirklich ist, das ist vernünftig“.

(Vgl. Aristoteles „Eth. Nic.“ I, 8, § 1) Pope „Essay on Man“, 1, 289 hat:

Whatever is, is right,

Alles was ist, ist recht so. —

Das Motto der Briefe Rahels:

Still und bewegt

entlehnte Varnhagen v. Ense aus Joh. Christ. Friedr. **Hölderlins** (1770—1843) „Hyperion“ (Tübingen 1797—99, Bch. 2, Brief 2): „Wie der Sternenhimmel, bin ich still und bewegt“.

Er gedachte dabei der Worte Goethes (1795) über Rahel: „Sie ist, soweit ich sie kenne, in jedem Augenblicke sich gleich, immer in einer eigenen Art bewegt, und doch ruhig, — kurz, sie ist, was ich eine schöne Seele nennen möchte“. (Vgl. „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde“, Berlin 1833, S. 98.) Wahrscheinlich ist Hölderlins Vergleich eine Übertragung von: „in motu immotum“, dem Motto des Kardinals Luigi Este († 1586), das mit dem Emblem des sternbedeckten Firmaments die Devise dieses Fürsten bildete. —

Den Bürgermeister ausgenommen

steht in dem Gedichte „Die Ausnahme“ von Andreas **Wilcke** (1771—1814).

Entlehnt hat er wohl den Schwank einer Erzählung im „Vademecum für lustige Leute“ (8. T., Berlin 1781, S. 68). Danach sagt ein Fremder in einer kleinen Stadt nach der Mahlzeit zum Gastwirt, er habe so gut gegessen wie irgend einer im Lande. Der Wirt, ein Ratherr des Städtchens, versetzt darauf: „den Herrn Bürgermeister ausgenommen“. Als der Fremde dies bestreitet, muss er vor Gericht einen Gulden Strafe zahlen. Dabei aber bemerkt er: „Der Kerl, der mich hier vor Gericht gebracht hat, ist der grösste Narr der Christenheit — Sie, Herr Bürgermeister, ausgenommen“. —

Der König rief, und alle, alle kamen,

ist der Anfang eines von H. **Clauren** (Carl Heun, 1771—1854) gedichteten Liedes, dessen erster Druck das Datum „Gnadenfrei, den 24. Juni 1813“ trug, „in Kommission zu haben bei W. G. Korn in Breslau und bei Gröbenschütz in Berlin“. —

August **Mahlmanns** (1771—1826) Lied „Aufmunterung zur Freude“ (Beckers „Taschenb. z. gesell. Vergn.“ 1798, S. 247) beginnt:

Weg mit den Grillen und Sorgen!

Str. 2 bietet:

Noch sind die Tage der Rosen

(auch von Otto Roquette als Kehrreim eines Liedes in „Waldmeisters Brautfahrt“ Stuttg. 1851, benutzt). —

Mahlmanns Lied „Sehnsucht“ (ebenda 1802, S. 278) beginnt:

Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Tage
Der seligen Vergangenheit. —

Endlich citieren wir aus Mahlmanns „Weinlied“ („Zeitung f. d. elegante Welt“ 1808, 11. Aug., S. 1061):

Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust,

und:

Herein, herein, du lieber Gast. —

Von Friedrich von **Schlegel** (1772—1829) ist das Wort:

Der Historiker ist ein rückwärts gekehrter Prophet.

Es steht in dem von seinem Bruder August Wilhelm und ihm herausgegebenen „Athenaeum“, Berlin 1798—1800, Bd. 1, Stück 2, S. 20 unter „Fragmente“. —

Göttliche Grobheit

ist aus Fr. v. Schlegels Roman „Lucinde“ (Berlin 1799) entwickelt, in dem es S. 30 heisst: „Ich wollte Dir erst beweisen und begründen, es liege ursprünglich und wesentlich in der Natur des Mannes ein gewisser tölpelhafter Enthusiasmus, der gern mit allem Zarten und Heiligen herausplatzt, nicht selten über seinen eigenen treuherzigen Eifer hinstürzt und mit einem Wort leicht bis zur Grobheit göttlich ist“.

Koberstein („Grundriss“, 5. Aufl., 4. Bd., S. 696) sagt: „Die Gegner (der Romantiker) griffen den Ausdruck Fr. Schlegels ‚göttliche Grobheit‘, dessen er sich in der ‚Lucinde‘ bedient hatte, auf und wandten ihn häufig auf die Kritik und Polemik der neuen Schule an.“ (?) Hiernach wäre der erste, welcher „göttliche Grobheit“ anwendete, nicht E. T. A. Hoffmann gewesen. (?) In seiner Erzählung im Berlinischen Taschen-Kalender von 1821: „Die Irrungen. Fragment aus dem Leben eines Phantasten“ heisst es im Kapitel „Traum und Wahrheit“: „O Baron, sprach die Jungfrau, du hast Mut, und nicht fremd blieb dir göttliche Grobheit“. —

Von **Novalis** (Friedrich Freiherr von Hardenberg 1772

—1801) ist das im Schlegel-Tieckschen Musenalmanach für 1802 mitgeteilte:

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,

sowie das ebenda befindliche:

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu.

Max von Schenkendorf („Gedichte“, Stuttg. 1815, S. 141 „Erneuter Schwur“, Junius 1814. An Friedrich Ludwig Jahn.) wiederholte diese Verse, nur dass er „euch“ statt „dir“ setzte und die Gefährten seiner Jugend damit besang. —

Nach R. Köpke: „Ludwig Tieck, Erinnerungen aus dem Leben des Dichters“ (I, 210 und 211) ist Ludwig Tieck (1773—1853) der Schöpfer des Wortes:

Waldeinsamkeit.

Es heisst daselbst: „Als Tieck sein Märchen ‚Der blonde Eckbert‘ (1797) im Kreise der Freunde aus dem Korrekturbogen vorlas, erfuhr das Wort, welches im Mittelpunkt desselben stand, *Waldeinsamkeit*, eine scharfe Kritik, Wackenroder erklärte, es sei unerhört und undeutsch, wenigstens müsste es heißen: ‚Waldeseinsamkeit‘. Die übrigen stimmten bei. Umsonst suchte Tieck sein Wort durch ähnliche Zusammensetzungen zu verteidigen. Er musste endlich schweigen, ohne überzeugt zu sein, strich es aber nicht aus und gewann ihm das Bürgerrecht in der Litteratur“. Tieck selbst erzählt dies in seiner 1841 in der „Urania“ (S. 133 ff.) erschienenen Novelle „Waldeinsamkeit“, nennt jedoch das Jahr 1796. —

Als litterarischer Parteiname erlangte das Wort

romantisch

(das 1734 im „Bernischen Spectateur“ neben dem bis dahin üblichen „romanisch“ zuerst*) vorkommt) seine allgemeine Bedeutung, nachdem Tieck 1800 seine Gesamtgedichte unter dem mit vollster Unbefangenheit gewählten Titel „Romantische Dichtungen“ herausgegeben hatte (s. R. Köpke: „Ludwig Tieck“, I, 265; II, 172).

*) S. „Die Gegenwart“ XXVII, S. 71 „Klassisch und Romantisch.“ Eine Wortstudie von H. Breitingen.

Erst A. W. Schlegel stellte in „Charakteristiken und Kritiken“ (Königsberg 1801) die klassische Poesie des Altertums und die romantische des Mittelalters und der Neuzeit als auf ganz verschiedene Weise entstanden gegenüber. Romantische wird nach Friedländer („Darstell. aus d. Sittengesch. Roms“, 5. Aufl. 1881. Bd. 2, S. 245) im Englischen schon Mitte des 17. Jahrh. von Personen und Naturscenen gebraucht. —

Nach dem Thema:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

das Tieck im Prologe und am Schlusse seines „Kaiser Oktavianus“ (1804) und nach ihm Uhland in seiner Glosse „Der Romantiker und der Rezensent“ (1814) glossiert, war einst

Mondbeglänzte Zaubernacht

ein Losungswort für und gegen die Romantik. —

Amadeus Gottfr. Adolf Müllners (1774—1829) Worte in dem Drama „Die Schuld“ (aufgeführt 1813, ersch. 1816) 2, 5:

(Und) erklärt mir, Oerindur,
Diesen Zwiespalt der Natur!
(Bald möcht' ich in Blut sein Leben
Schwinden sehn, bald — ihm vergeben)

hat der Volksmund also umgestaltet:

**Erkläret (Öset) mir, Graf Oerindur,
Diesen Zwiespalt der Natur. —**

Die von Joseph Sonnleithner herrührende Übersetzung von Bouillys Gesangsdrama „Léonore, ou l'amour conjugal“ unterzog Friedrich Treitschke (1776—1842) einer durchgreifenden Umarbeitung und wurde so der Dichter des endgültigen Textes von Ludwig van Beethovens Oper „Fidelio“, die zu Wien 1805 in ursprünglicher, 1806 in veränderter Gestalt, und endlich

in der jetzt bekannten Form zuerst am 23. Mai 1814 aufgeführt wurde. Geflügelt geworden sind daraus:

Abscheulicher! wo eilst du hin?
Was hast du vor in wildem Grimme?

und:

Wer ein solches (*der Chor singt*: holdes) Weib errungen,
Stimm' in unsern Jubel ein!

welche Worte mit leichter Abänderung Schillers Gedichte „An die Freude“ (vgl. oben S. 210) entnommen sind. —

Von Luise **Brachmann** (1777—1822) citieren wir den ersten Vers ihres Gedichtes „Columbus“:

Was willst (*gewöhnlich citiert*: blickst) du, Fernando, so trüb und so bleich? —

Friedrich de la Motte **Fouqués** (1777—1843) „Trost“ („Frauentaschenbuch für 1816“ S. 187) beginnt:

Wenn alles eben käme,
Wie du gewollt es hast. —

Zahlen beweisen

oft erweitert zu:

Zahlen beweisen, sagt **Benzenberg**,

müsste eigentlich heissen: „Zahlen entscheiden“; denn so lautet es an vielen Stellen der Schriften des rheinischen Physikers und Publizisten Joh. Friedr. **Benzenberg** (1777—1846).

Verbreitet wurde der Ausdruck besonders durch die „Kölnische Zeitung“. Als nämlich 1833 der Stadt Köln das Stapelrecht genommen und ihr zum Ersatz ein Freihafen gegeben wurde, entspann sich unter den Beteiligten ein lebhafter Streit über den Nutzen oder den Schaden der neuen Einrichtung, welcher in der genannten Zeitung unter der abwechselnden Überschrift „Zahlen beweisen“ und „Zahlen beweisen nicht“ ausgefochten wurde. Der Karneval von 1834 bemächtigte sich der Frage und verschaffte durch allerlei drollige Wendungen und Zusätze dem Worte Eingang in die weitesten Kreise. —

In Clemens **Brentanos** (1778—1842) Lustspiel „Ponce de Leon“ (1804), 5, 2, sagt der Haushofmeister Valerio

zu einem Schulmeister mit Bezug auf eine erwartete Musikantenschar: „Diese schlechten Musikanten und guten Leute aber werden sich unter Eurer Anführung im Walde versammeln“. Hieraus entstand durch E. T. A. Hoffmann („Seltsame Leiden eines Theater-Direktors“, anonym, Berl. 1819, S. 198, u. „Kater Murr“, 1820, 2. Abschn.) und Heine („Ideen. Das Buch Le Grand“, 1826, Kap. 13) das Dictum:

Gute Leute und schlechte Musikanten.

Die Quelle des Wortes ist wohl in Plutarchs „Perikles“, Kap. 1, zu suchen, wo es freilich in umgekehrter Form („Gute Musikanten und schlechte Leute“) vorkommt. Er sagt: „Wir freuen uns des Werkes, aber verachten den Schöpfer. Salben und Purpurfärbereien erfreuen uns, aber Färber und Salbenfabrikanten halten wir für niedrige Handwerker. Deshalb sagte treffend Antisthenes, als er hörte, Ismenias sei ein guter Flötenspieler: Aber ein schlechter Mensch, sonst wäre er eben kein guter Flötenspieler.“ (Ἄλλ' ἐνθροῶπος, ἔφη, μοχθηρός· οὐ γὰρ ἂν οὕτω σπουδαῖος ἦν ἀλλήτης.) —

Aus dem zuerst im „Neuen Liederbuch für frohe Gesellschaften“, Hamburg 1808, S. 91, sodann im Sommer 1810 bei J. A. Böhme in Hamburg erschienenen „Gesellschaftslied: Im Kreise froher kluger Zecher, in Musik gesetzt fürs Piano-Forte von Karl Döbbelin“ stammt:

Wir Menschen sind ja alle Brüder.

(Schon Maleachi 2, 10 ruft aus: „Haben wir nicht alle einen Vater?“) Das Lied ist unterzeichnet **Ludwig**. Ist damit Johannes Ludwig gemeint, der Verfasser der „Lieder und Gedichte für Freunde der Natur und häuslichen Glückseligkeit“, Hildburghausen 1802? Später steht Zschokkes Name unter dem Liede. Nach dem „Nekrolog der Deutschen“ (IV, 281) soll Christian Gottlob Otto, Professor der Mathematik an der Fürstenschule zu Meißen (1763—1826) der Verfasser sein. —

Volkstum

ist Friedrich Ludwig **Jahns** (1778—1852) Erfindung. Er gab „Das deutsche Volkstum“ 1810 zu Lübeck heraus. In der bereits 1808 geschriebenen, dem Buche vorangehenden „Erklärung“, erwähnt er, dass er schon früher eine Schrift „Volkstum“ verfasst habe, die verloren gegangen sei. —

*(Das Publikum, das ist) ein Mann,
Der alles weiss und gar nichts kann,*

beginnt ein Gedicht „Das Publikum“ von Ludwig **Robert** (1778—1832), welches nach dem Nekrolog von W. Alexis für Robert (im „Freimütigen“, Juli 1832) „von Mund zu Munde“ ging (s. „Ludw. Roberts Schriften“. Mannh. 1838. T. I, S. 19). Ernst von Wildenbruch in seinem „Christoph Marlow“ (1884) lässt Ben Jonson sagen (Akt 3, Sc. 5): „Ein Recensent, siehst du, das ist ein Mann, der alles weiss und gar nichts kann“. —

Die Macht der Verhältnisse

ist der Titel eines Stuttg. 1819 erschienenen Trauerspiels von Robert. —

Aus Roberts Gedicht „An L. Tieck. Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt“ (1824) stammt das Wort (s. „Morgenblatt“ vom 21. Sept. 1824 und L. Roberts „Schriften“ II, 125):

Hof-Demagoge.

(„So nämlich nenn' ich keinen Berliner! Hof-Demagogen sind Männchen, Die allem Volke den Hof machen Und bei jeder Gelegenheit Für mässigen Preis, Was preussisch ist, preisen“.)

Dies wurde der Spitzname für den aus Münchegosserstädt stammenden Berliner Schriftsteller Friedrich Förster, der ein eifriger Liberaler und Hofgelegenheitsdichter war. Später nannte ein Kritiker der „Nachträge

zu den Reisebildern (1831)“ im „Konversationsblatt“ Heinrich Heine einen „Salondemagogen“ (s. „Ges. W.“ XX, 225, 1876), woraus dann das harmlosere Witzwort

Salontiroler

entsprungen sein mag, das Berthold Auerbach in seinem Roman „Auf der Höhe“ gebraucht, und das von Defregger zum Titel und Inhalt eines Gemäldes (Berliner Nationalgalerie) anerkoren ward, nur dass hier nicht das Waldkind im Salon, sondern der Salonmensch unter den Wäldlern die komische Figur spielt. —

Der „Denkspruch“ von Karl **Streckfuss** (1779 bis 1844):

*Im Glück nicht stolz sein und im Leid nicht zagen,
Das Unvermeidliche mit Würde tragen,
Das Rechte thun, am Schönen sich erfreuen,
Das Leben lieben und den Tod nicht scheuen,
Und fest an Gott und bess're Zukunft glauben,
Heisst leben, heisst dem Tod sein Bilt' res rauben,*

findet sich in seinen „Gedichten“ (Lpz. 1811) und ist im Inhaltsverzeichnisse mit der Jahreszahl 1809 versehen. Die zweite Reihe wurde zum „geflügelten Worte“.

Nach den Mitteilungen seiner Söhne bestimmte Streckfuss 1831, als die Cholera in Berlin herrschte, in seinem Testamente, dass jene Verse auf sein Grab gesetzt werden sollten. Sie befinden sich auch auf seinem namenlosen Grabstein auf dem alten Dreifaltigkeitskirchhofe in Berlin vor dem Hallischen Thore. 1843, ein Jahr, ehe Streckfuss starb, liess die litterarische Gesellschaft, deren Vorsteher er war, ihn durch Franz Kugler zeichnen und die, mit dem von ihm eigenhändig geschriebenen Denkspruch versehene Zeichnung lithographisch vervielfältigen. — Der gleiche Gedanke ist schon früh den Griechen aufgestiegen. Vgl. Theognis, 591—594 (Poetae lyrici graeci, ed. Bergk. Lpz. 1882, 4. Aufl. Tom. II):

*Τολμᾶν χρῆ, τὰ διδοῦσι θεοὶ θνητοῖσι βροτοῖσιν,
ῥηϊδίως δὲ φέρειν ἀμφοτέρων τὸ λάχος,
μηδὲ λίην χάλεποῖσιν ἀσώ φρένα, μηδ' ἀγαθοῖσιν
τεροφθῆς ἐξαπίνης, πρὶν τέλος ἄκρον ἰδεῖν.
(Der Mensch soll dulden, was die Gottheit sendet,
Und, wie das Loos auch fällt, es leicht ertragen.
Im Leid lass nie dein Herz zu tief verzagen,
Im Glück nicht jubeln, eh' du weisst, wie's endet!)*

und die Worte des Kleobulus bei Diogenes Laërtius (I, 6 n. 4, 93):

*εὐτυχῶν μὴ ἴσθι ὑπερήφανος, ἀπορήσας μὴ ταπεινοῦ.
(Sei nicht übermütig im Glück, nicht kleinmütig im Unglück.)*

Conz († 1827) übersetzt den am Ende des „Handbuchs des Epiktet“ (Stuttgart o. J.) befindlichen Vers (der nach Simplicius dem Kleantes, Schüler des Zeno und Lehrer des Chrysippus, angehört):

Ὅστις δ' ἀνάγκη συνεχώρησεν καλῶς
(*Wer sich der Notwendigkeit in schöner Weise fügt*)

mit Benutzung der Streckfusssschen Worte:

Und wer das Unvermeidliche mit Würde trägt.

Die erste Zeile der Streckfusssschen Grabschrift entsprang wohl dem Verse

„Im Glücke bin ich stolz, verzagt in Kümernissen“

aus Gellerts Gedicht „Das natürliche Verderben des Menschen“ (s. „Geistliche Oden und Lieder“ 1757). —

Landgraf werde hart!

stammt aus Wilh. **Gerhards** (1780—1858) Gedicht „Der Edelacker“ („Gedichte“, Lpz. 1826, II, S. 24, zuerst in der „Abendzeitung“ 1817, No. 115).

Das Gedicht behandelt die von Joh. Rothe (Düringische Chronik“ hrsg. v. Liliencron 1859, S. 292; vgl. O. Melanders „Joco-Seria“ 1603, No. 328) berichtete Sage, nach welcher der Landgraf Ludwig der Eiserne von Thüringen (1140—72) im Anfang seiner Regierung so milde gewesen sei, dass der Übermut der Mächtigen zunahm und das Volk hart bedrückt wurde. Einst aber auf der Jagd verirrt, habe er beim Schmied von Ruhla, der ihn nicht kannte, Unterkunft gefunden. Die Nacht durch habe der Schmied emsig gearbeitet, und wenn er mit dem Hammer auf das Eisen schlug, so habe er dabei auf den Landgrafen und seine Lässigkeit fluchend gerufen: „Nun werde hart“, was einen so tiefen Eindruck auf den Fürsten machte, dass er von Stunde an nach dem Rechten sah und wieder Zucht und Ordnung im Lande herstellte. —

Aus der zuerst 1809 aufgeführten Oper Joseph Weigls „Die Schweizerfamilie“ mit Text von Ignaz Friedr. **Castelli** (1781—1862) citieren wir:

Setz' dich, liebe Emeline,
Nah', recht nah zu mir. —

Friedrich **Hückstädt** (1781—1823) beginnt ein Lied („Gedichte“, Rostock 1806, S. 144):

Froh bin ich und überall zu Hause,
Und so bin ich überall bekannt.

Jetzt wird gesungen:

Überall bin ich zu Hause,
Überall bin ich bekannt. —

Der Anfang eines Liedes von Johann Rudolf **Wyss** d. J. (1781—1830) lautet:

Herz, mein Herz, warum so traurig?
Und was soll das Ach und Weh?

Es erschien im Schweizeralmanach „Alpenrosen“ 1811 zuerst in Berner Mundart:

„Herz, myn Herz, warum so trurig?“ —

Adalbert von **Chamisso** (1781—1838):

Der Zopf, der hängt ihm hinten,

(1822. „Tragische Geschichte“. Zuerst in „Moosrosen“ auf das Jahr 1826, herausg. von Wolfgang Menzel, Stuttgart, 1826, S. 395, 396) ist ebenso bekannt, wie sein

Das ist die Zeit der schweren Not,

was zuerst in einem im Juni 1813 von Chamisso an J. Hitzig aus Kunersdorf geschriebenen Briefe vorkommt (J. Hitzig: „Leben und Briefe von Ad. v. Chamisso“, I., S. 343, Leipz. 1839), wo es heisst: „Gott verzeihe mir meine Sünden!

Thema.

Das ist die schwere Zeit der Not,
Das ist die Not der schweren Zeit,
Das ist die schwere Not der Zeit,
Das ist die Zeit der schweren Not“.

Diese vier Zeilen führen in den Werken Chamissos jetzt den Titel „Kanon“. —

In Chamissos „Nachtwächterlieder“ (1826; Werke, Lpz. 1836, 3, 95) lautet die dritte Strophe:

„Hört, ihr Herrn, so soll es werden:
Gott im Himmel, wir auf Erden,
Und der König absolut,
Wenn er unsern Willen thut.
Lobt die Jesuiten!“ —

Auch wird aus Chamissos „Frauen-Liebe und -Leben“ 2 (ged. 1831) citiert:

Er, der herrlichste von allen,

(vgl. Hiob 1, 3: „Er war herrlicher, denn alle, die gegen Morgen wohnten“) und aus 3:

Ich kann's nicht fassen, nicht glauben. —

In Chamissos Gedicht „Das Riesen-Spielzeug“ (ged. 1831) heisst es:

Der Bauer ist kein Spielzeug! —

Max von **Schenkendorf** (1783—1817) sagt in der vorletzten Strophe von „Schill. Eine Geisterstimme“ (1809. „Gedichte“, Stuttg. u. Tüb. 1815, S. 116):

Für die Freiheit eine Gasse!

Theodor Körner sagt nach ihm in seinem „Aufruf“ (von 1813) „Frisch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen“, wo es den Anfang des vorletzten Verses der ersten Strophe bildet:

Der Freiheit eine Gasse!

Dass Arnold von Winkelried, wie erzählt wird, sich mit diesen Worten 1386 in der Schlacht bei Sempach in die Speere der Feinde gestürzt habe, lässt sich nicht nachweisen. Im Liede Halbsutters, das R. von Lilliencron in den „historischen Volksliedern der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrh.“, 1. Bd., S. 125—140 mitteilt, wird nur Strophe 27 „Ein Winkelried“ genannt und Strophe 29 von ihm gesagt:

Hie mit da tet er fassen
ein arm voll spiess b'hend;
den sinen macht er gassen,
sin leben hat ein end.

Herwegh besang Winkelrieds That mit einem Gedichte, dessen Titel und Kehrreim: „Der Freiheit eine Gasse!“ ist. Ähnlich sagte schon um 61 n. Chr. Seneca („de provid.“ 2), indem er schildert, wie Cato Uticensis sich nach der Niederlage bei Thapsus (46 v. Chr.) das Leben nahm: „Una manu latam libertati viam faciet“ — „mit einer Hand wird er der Freiheit eine breite Bahn schaffen“. —

Auch citieren wir den Anfangsvers von Schenkendorfs Liede „Freiheit“ (1813; ebenda S. 72):

Freiheit, die ich meine;

und das 1814 gedichtete („Poet. Nachlass“, Berlin 1832, S. 128):

Muttersprache, Mutterlaut. —
 Was vergangen, kehrt nicht wieder;
 Aber ging es leuchtend nieder,
 Leuchtet's lange noch zurück!

bildet in den Gedichten Karl **Försters** (1784—1841), herausg. v. L. Tieck, Lpz. 1843, I. S. 60 den Anfang des Gedichtes „Erinnerung und Hoffnung“. —

Das von Pius Alex. **Wolff** (1784—1828) nach des Cervantes Novelle: „la gitanilla de Madrid“ gedichtete Drama „Preciosa“ (zum ersten Male in Berlin 14. März 1821 auf die Bühne gekommen) enthält 1, 5:

Herrlich! Etwas dunkel zwar —
 Aber 's klingt recht wunderbar,

und

Leb' wohl, Madrid! (Nie wende sich dein Glück!) —

Der 2, 1 vorkommende Reim:

Wird man wo gut aufgenommen,
 Muss man ja nicht zweimal kommen

lautet als stehendes Citat gefälliger so:

Wird man wo gut aufgenommen,
Muss man nicht gleich wiederkommen. —

2, 2 enthält Preciosas Gesang:

Einsam bin ich nicht alleine.

(s. „Geflügelte W. a. d. Geschichte“. „Rom“: Scipio.) —

Aus 3, 2 der „Preciosa“ sind die Worte Pedros:

Auf der grossen Retirade

und:

Peter des Plaisirs

für „maitre de plaisir“, und

Thut nichts, könnt's noch öfter hören;

aus Sc. 3 u. 8:

Donnerwetter Parapluie;

Die Stelle der dritten Scene lautet:

Pedro: Parapluie!
 Ambrosio: Flucht nicht so grässlich!
 Pedro: Donnerwetter!

Pedro spricht gern in wälschen, von ihm missverstandenen Wörtern, und so wird jenes „Parapluie“ von ihm aus „parbleu“ verzerrt, das seinerseits aus „par Dieu“ entstand, wie „Potsdonnerwetter“ aus „Gottsdonnerwetter“. —

Ernst Benj. Sal. **Raupach** (1784—1852) lässt seinen „König Enzo“ (1831) zweimal (Akt 2, Sc. 2, Auftr. 5 und Akt 4, Sc. 2, Auftr. 8) sagen:

Das Glück war niemals mit den Hohenstaufen. —

Adolf **Bäuerles** (1784—1869) Lied „Was macht denn der Prater?“ aus seinem von Wenzel Müller komponierten Operntext „Aline“ (aufgef. in Wien am 9. Okt. 1822) hat den Kehrreim:

„Ja nur ein' Kaiserstadt, ja nur ein Wien“.

Dies Lied wurde in K. v. Holteis „Die Wiener in Berlin“ (4. Jahrb. d. Bühne für 1825) eingeschoben, und man citiert es im Wiener Dialekt:

's giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien!

„Es giebt nur a Wien“ steht übrigens schon in einer 1781 in Wien erschienenen anonymen Schrift „Schwachheiten der Wiener“. —

Ein altes jüdisches Sprichwort: „Butterbrot fällt uf's Ponim“ (d. h. aufs Gesicht, vom hebräischen „panim“) hat Ludwig **Börne** (1786—1837) zu dem Worte verarbeitet („Ges. Schr.“, 3, 276):

Minister fallen, wie Butterbrode, gewöhnlich auf die gute Seite. —

In seiner „Rede auf Jean Paul“ („Ges. Schr.“, 1, 313) sagt Börne (vgl. Kap. X Heraklits „πάντα ῥεῖ“):

Nichts ist dauernd als der Wechsel,

Büchmann, Geflügelte Worte. 20. Aufl.

was Heine als Motto seiner „Harzreise“ (1824) verwendet. —

In den „Briefen aus Paris“ schreibt Börne unter dem 4. Nov. 1831 (Ausz. 1833: IX, 83): „Salvandy ist einer von den bequemen Carlisten, die in Pantoffeln und im Schlafrock die Rückkehr Heinrichs V. abwarten“. Dies Wort verwandte der preussische Minister des Auswärtigen, Frhr. v. Manteuffel, als er am 8. Jan. 1851 in der ersten Kammer über eine etwaige Beamtenrevolution sagte: „Ja, meine Herren, ich erkenne eine solche Revolution für sehr gefährlich, gerade weil man sich dabei in Schlafrock und Pantoffeln beteiligen kann, während der Barrikadenkämpfer wenigstens den Mut haben muss, seine Person zu exponieren“. Daher stammt der Ausdruck:

Revolutionäre in Schlafrock und Pantoffeln.

Börne wird nur ein in Paris wohl längst bekanntes Wort Napoléons umgemodelt haben, welcher, nach den „Mémoires de Mme la Duchesse d'Abantès“ (Par. 1832, VI, 40), kurz bevor er die Tempel der Pariser Theophilanthropen schloss (Decret des 1. Consuls vom 4. Okt. 1801), deren Religion „une religion en robe de chambre“ nannte. —

Justinus **Kerner** (1786—1862) beginnt sein „Wanderlied“ (in seinem „Poetischen Almanach f. 1812“, Heidelberg, S. 108):

**Wohlauf noch getrunken
Den funkelnden Wein!**

und sein Gedicht „Der reichste Fürst“ („Morgenblatt für gebildete Stände“, Tübingen 1818, No. 124):

Preisend mit viel schönen Reden. —

Der Karnickel hat angefangen!

steht in folgender von dem Reimer und Kupferstecher Heinrich **Lami** (1787—1849) in Verse gebrachten Geschichte „Eigennützigte Dienstfertigkeit“ (s. „Mixpickel

(sic!) und Mengemus, eingemacht von H. Lami“, Magdeburg 1828, S. 21): Der Pudel eines über den Markt wandelnden Herrn zerreisst ein lebendiges Kaninchen, das einer Höckerin gehört. Obwohl der Herr ihr zehnfachen Ersatz bietet, besteht die Verkäuferin darauf, dass er mit ihr „auf die Obrigkeit“ gehen soll. Ein Schusterjunge, der dem Streite zugehört hat, nimmt Partei für den Herrn und verspricht, gegen ein Trinkgeld zu bezeugen, „det der Karnickel hat angefangen“.

Der Ausdruck ist auch ins Französische übergegangen. Am Schlusse eines Artikels „Aménités“ der Pariser Zeitung „Le Bien public“, No. 66, 7. März 1877, heisst es: „Encore une fois, c'est le lapin qui a commencé!“ Ähnlich wird der Schwank erzählt in: „Dat Sassische Döneken-bök. Sammed tor tydkörtunge dorg Arend Wärmund (d. i. Carl Friedr. Arend Scheller)“, Hamborg 1829, S. 154. Hier beisst der Jagdhund eines über den Braunschweiger Markt gehenden Irländers zwei Hasen tot, und der Schusterjunge will dem „master Green“ bezeugen: „Ik hä't esein, de hasen hät to irst ütebetten!“ Scheller datiert die Vorrede 1827, seine Darstellung dürfte somit älter sein als Lamis. —

Aus Ludwig Uhlands (1787—1862) „Schäfers Sonntagsglied“ (1805; zuerst gedruckt in Seckendorfs „Musenalm.“ f. 1805, S. 166) wird citiert:

Das ist der Tag des Herrn!

und:

Ich bin allein auf weiter Flur;

aus Uhlands „Wanderliedern“ (7, „Abreise“; 14. Sept. 1811; zuerst gedruckt im „Deutschen Dichterwald“, Tübingen 1813, S. 32, wo es die Bezeichnung 6 trägt) wird citiert:

Von Einer aber thut mir's weh;

aus Uhlands „Frühlingsglauben“ („Frühlingslieder“, 2; 21. März 1812; zuerst ebenda S. 5):

Nun muss sich alles, alles wenden;

und:

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiss nicht, was noch werden mag;

aus Uhlands „Freier Kunst“ (24. Mai 1812, zuerst gedruckt im „Deutschen Dichterwald“, S. 3):

Singe, wem Gesang gegeben,

was Chamisso 1831 zum Motto seiner „Gedichte“ erkor;
aus Uhlands „Trinklied“ (1812, ebenda S. 79):

Wir sind nicht mehr am ersten Glas:

aus „Des Sängers Fluch“ (3. u. 4. Dez. 1814; Gedichte, Stuttg. u. Tüb. 1815, S. 335):

Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut;

ferner:

Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz;

Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht;

und:

Versunken und vergessen. —

Aus der „Schwäbischen Kunde“ (6. Dez. 1814, ebenda S. 287) wird citiert:

Der wackre Schwabe (oft verwandelt in: Ein wackrer Schwabe) forcht
sich nit;

aus Uhlands Gedicht: „Am 18. Oktober 1816“ („Vaterländ. Gedichte“, Tüb. 1817, No. 6):

Untröstlich ist's noch allerwärts;

und aus „Bertran de Born“ („Morgenblatt von 1829“, No. 283. 6. Nov.):

Deines Geistes

Hab' ich einen Hauch verspürt. —

Aus Karl **Blums** (1786—1844) Vaudeville: „Ein Stündchen vor dem Potsdamer Thor“ (1836) ist wohl nur in Norddeutschland geläufig:

O Kyritz, mein Vaterland! —

Aus Louis **Angelys** (1788—1835): „Fest der Handwerker“ („Vaudeville und Lustspiele“, Berlin 1828—34, II, 11) sind die Worte des Maurerpoliers Kluck:

Positus, ich setz' den Fall,

mit Anlehnung an Jean Pauls „Posito, gesetzt Sie werden unser Landmesser“ (in dem „heimlichen Klaglied der jetzigen Männer“, „4. Ruhestunde“) und:

Darum keine Feindschaft nicht!

(eigentlich: „*Dadrum keene Feindschaft nich!*“)

sowie die Redensarten des Tischlers Hähnchen:

Allemal derjenige, welcher,

und:

Nie ohne dieses

besonders in Berlin übliche Citate geblieben. —

Aus demselben Lustspiele erhielt sich auch der Kehrreim des Liedes, in dem die Liebhaberin Lenchen die zu einer Einrichtung nötigen Dinge aufzählt:

**Mehr braucht man nich um glücklich zu sein,
Und das wird den Hals ja nich kosten. —**

Arthur **Schopenhauer** (1788—1860) braucht in seinen 1856—1860 geschriebenen „Materialien zu einer Abhandlung über den argen Unfug, der in jetziger Zeit mit der deutschen Sprache getrieben wird“ („Handschriftlicher Nachlass“, hrsg. v. J. Frauenstädt, Lpz. 1864, S. 66) zuerst das Wort

Zeitungsdeutsch. —

Aus Joseph Frh. von **Eichendorffs** (1788—1857) Gedichte „Der frohe Wandersmann“ (1822, zuerst gedruckt in der Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ Berlin 1826, S. 4) wird der Anfang citiert:

**Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt. —**

Aus Friedrich **Rückerts** (1788—1866) Gedichte „Welt und Ich“ wird citiert:

*Möge jeder still beglückt
Seiner Freuden warten!
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.*

Es stand zuerst im „Deutschen Musen-Almanach“ von Chamisso und Schwab, 1834, No. 19, S. 41. 42. —

Aus Ferdinand Raimunds (1790—1836) Zauberspiele „Der Diamant des Geisterkönigs“ (1824) 2, 19 wird citiert:

Ich bin dein Vater Zephisos
Und habe dir nichts zu sagen als dieses. —

In Raimunds romantischem Original-Zaubermärchen „Der Bauer als Millionär“ (1826) 2, 6, singt die Jugend:

Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muss sie untergehn,

was auch in Heines („Buch der Lieder“, Vorrede zur 2. Aufl. 1837) Umformung Citat wurde:

Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muss sie untergehn. —

Aus Raimunds romantisch-komischem Märchen „Der Alpenkönig und der Menschenfeind“ (1828; 1, 20 u. 21) stammt:

So leb' denn wohl du stilles Haus.
Wir ziehn betrübt aus dir hinaus. —

In Raimunds Original-Zaubermärchen „Der Verschwender“ (1833) singt Valentin das „Hobellied“:

Da streiten sich die Leut' herum
Oft um den Wert des Glücks. —

Aus Theodor Körners (1791—1813) „Hedwig“ 2, 10 citieren wir:

Die Pferde sind gesattelt (*gnäd'ger Herr*)

als Beispiel für eine unbedeutende Rolle, da es die einzigen Worte sind, die ein auftretender Diener in jenem Stück zu sprechen hat. —

Aus Körners „Aufruf“ (1813) stammt:

Vergiss die treuen Toten nicht!

aus „Lützows wilde Jagd“:

Das ist Lützows wilde verwegene Jagd;

und aus seinem „Schwertlied“:

Du Schwert an meiner Linken. —

Aus Franz **Grillparzers** (1791—1872) „Ahnfrau“ (1816) ist anzuführen:

Den Jüngling ziert Bescheidenheit,

eine Umstellung der Worte gegen Ende des ersten Aufzuges:

Ziert Bescheidenheit den Jüngling,
(Nicht verkenn' er seinen Wert,)

welche auch die bekannte Travestie hervorgerufen haben:

Bescheidenheit ist eine Zier,
Doch kommt man weiter ohne ihr. —

Aufzug 3 der „Ahnfrau“ bietet:

Ja, ich bin's, du Unglücksel'ge,
Bin der Räuber Jaromir;

auch dies ist verändert, da zwischen beiden Versen fünfzehn andere des ursprünglichen Textes weggelassen werden. —

In Grillparzers „Abschied von Wien“ (1842) wird Wien

Capua der Geister

genannt, weil Capua bei den Alten wegen seiner entnervenden Üppigkeit berühmt war (vgl. Livius XXIII, 18, 10). —

Wenn wir uns um die schwierige Definition eines unklaren Begriffes herumdrücken wollen, citieren wir gern den Vers:

Was man nicht deklinieren kann,
Das sieht man als ein Neutrum an,

und fühlen uns dabei lebhaft in unsere Sextanerzeit versetzt, wo wir diese und andre schöne Genusregeln aus Carl Gottlob **Zumpt's** (1792—1849) „Lateinischer Grammatik“ (1. Ausg. Berlin 1818) lernten.

Aug. Wilh. Zumpt, „De Caroli Timothei Zumptii vita et studiis narratio“ (Berlin 1851) S. 50 berichtet, dass sein Onkel, als er Lehrer am Werderschen Gymnasium in Berlin geworden, als Hilfsmittel für den damals sehr vernachlässigten lateinischen Unterricht seine „Regeln der lateinischen Syntax“ (Berlin 1814, einen Vorläufer der „Grammatik“) verfasst und in einem Anhang, nach dem Vorbilde der „Grammatica Marchica“ (zuerst Berlin 1718, im Auszuge bereits 1716), die Genusregeln in Versen gegeben habe. Leider habe ich der „Regeln“ trotz vieler Umfragen nicht habhaft werden können; in der „Gramm. March.“, soweit mir Ausgaben zu Gebote standen, sind zwar Versus memoriales enthalten, aber keine über Genusregeln. —

Von August **Binzer** (1793—1868) stammt das Lied: „Stosst an! Eisenach lebe!“ (zuerst gedr. in den „Liedern von Deutschlands Burschen, zu singen auf der Wartburg am 18. Okt. 1817“, Jena 1817) mit dem Kehrreim:

Frei ist der Bursch!

(Otto Roquette singt in „Waldmeisters Brautfahrt“:

Frei ist das Herz, und frei ist das Lied,
Und frei ist der Bursch, der die Welt durchzieht.)

und der Strophe:

Wer die Wahrheit kennet und spricht sie nicht,
Der bleibt fürwahr ein erbärmlicher Wicht. —

Auf dem Postwagen von Weimar nach Jena („Burschensch. Blätter“ VI, S.-S. 1892, S. 40) schrieb Binzer das am 29. Nov. 1819 bei der Auflösung der Burschenschaft in Jena gesungene und zuerst im Kieler Kommersbuche 1821 abgedruckte Lied:

Wir hatten gebauet ein stattliches Haus. —

Aus Wilhelm August **Wohlbrücks** (1794—1848) Text zu der von Heinrich Marschner komponierten Oper „Der Templer und die Jüdin“ (zuerst aufgeführt in Leipzig am 22. Dez. 1829) wird citiert:

's wird besser gehn, 's wird besser gehn,
Die Welt ist rund und muss sich drehn. —

Ich bin ein Preusse, kennt ihr meine Farben?

wurde zum Geburtstage Friedrich Wilhelms III. 1830

von Joh. Bernh. **Thiersch** (1794—1855) verfasst. („Lieder und Gedichte“, Halberstadt 1833). —

Graf August von **Platen** (1796—1835) sagt in einem titellosen Gedichte vom Jahre 1818:

So viel Arbeit um ein Leichentuch! —

Hermann Adam von **Kamp** (Lehrer in Mülheim a. d. R., 1796—1867) ist der Verfasser des Liedes „Der Mai“:

Alles neu
Macht der Mai,

das zuerst in seinen „Liedern für die Jugend“ (Essen 1830, S. 21) erschien. —

Aus Heinrich **Heine** (1797—1856) citieren wir das in den „Gedichten“ (Berlin 1822) mit der Überschrift „An Karl von U(echtritz). Ins Stammbuch“ abgedruckte:

(Anfangs wollt' ich fast verzagen,
Und ich glaubt', ich trüg' es nie;
Und ich hab' es doch getragen, —)
Aber fragt mich nur nicht wie! —

Und aus seiner ebendarin enthaltenen, 1819 gedichteten Romanze „Die Grenadiere“:

Was schert mich Weib, was schert mich Kind?
Lass sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind.

Dieser letzte Vers entsprang der altschottischen Ballade „Edward, Edward“ (Percy, „Reliques of ancient English poetry“, 2. ed., London 1767, vol. 1, p. 59):

„And quhat wul ze leive to zour bairns and zour wife,
Quhan ze gang ovir the sea, O?
The warld is room, late them beg throw life,
Mither, mither.“

Nach Herder (Werke, Bd. 25, Berl. 1885, S. 20), aus dem Heine wohl schöpfte:

„Und was willst lassen dein'm Weib und Kind
wann du gehst übers Meer — o!
Die Welt ist Raum! — lass's betteln drinn
Mutter, Mutter.“ —

Aus Heines „Lyrischem Intermezzo“ (1823 mit den „Tragödien“ erschienen) ist (No. 1):

Im wunderschönen Monat Mai,
 Als alle Knospen sprangen,
 Da ist in meinem Herzen
 Die Liebe aufgegangen,

wozu Harder („Zeitschr. f. vergl. Litteraturgesch.“ N. F. III, 1890, S. 365) das von Souvestre im „Philosophe sous les toits“, chap. III, mitgeteilte Volkslied des 16. Jahrh.:

C'est à ce joly mois de may,
 Que toute chose renouvelle,
 Et que je vous présentay, belle,
 Entièrement le coeur de moy.“

vergleicht.

Ferner (No. 9):

Auf Flügeln des Gesanges;

(No. 18):

Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht;

sowie (No. 39) die Verse aus dem zuerst im Berliner „Gesellschafter“ vom 9. Okt. 1822 gedruckten Gedichte: „Ein Jüngling liebt' ein Mädchen“:

Es ist eine alte Geschichte,
 Doch bleibt sie immer neu. —

Aus Heines „Heimkehr“ (No. 2) ist das zuerst im Berliner „Gesellschafter“ vom 26. März 1824 abgedruckte:

Ich weiss nicht, was soll es bedeuten,
 Dass ich so traurig bin;
 Ein Märchen aus alten Zeiten,
 Das kommt mir nicht aus dem Sinn,

mit dem Schlusse:

Und das hat mit ihrem Singen
 Die Lorelei gethan;

ferner die 3. Strophe des zuerst ebenda (29. März) gedruckten Gedichtes „Wenn ich an deinem Hause“ (No. 15):

(Ich bin ein deutscher Dichter,
 Bekannt im deutschen Land;)
 Nennt man die besten Namen,
 So wird auch der meine genannt;

der Anfang von No. 29 (ebenda):

Was will die einsame Thräne?

der Schluss des zuerst in den „Rheinblüten“ (Taschenbuch auf das Jahr 1825) abgedruckten Gedichtes (No. 19):

Sei mir gegrüsst, du grosse,
Geheimnisvolle Stadt,

mit dem überraschenden Wortspiel:

*(Die Thore jedoch, die liessen
Mein Liebchen entweichen gar still;)*
Ein Thor ist immer willig,
Wenn eine Thörin will;

und aus dem (ebenda zuerst gedruckten) Gedichte (No. 38) „Mensch, verspötte nicht den Teufel“ die Zeile:

Mensch bezahle deine Schulden;

sowie der Anfang des Liedes (No. 49):

Du bist wie eine Blume

und (No. 64):

Du hast Diamanten und Perlen

mit seinem Kehrreim:

Mein Liebchen, was willst du mehr!*)

welches mit der Notiz „Geschrieben im Herbst 1823“ zuerst in der Hamburger Zeitschrift „Die Biene“ vom 31. Jan. 1826 erschien; und das in No. 66 enthaltene:

Die Leutnants und die Fähndereichs,
Das sind die klügsten Leute. —

Am Schlusse eines Gedichtes in der „Harzreise“ (1824; Ges. W. I, 63) nennt Heine sich einen „Ritter von dem heil'gen Geist“; ein Wort, das uns in der Form

Ritter vom Geist

durch Gutzkows Roman „Die Ritter vom Geiste“ (1850—52) geläufig wurde. —

*) Eine Anlehnung an den Kehrreim in Goethes „Nachtgesang“: „Schlafe! was willst du mehr?“ (vgl. „Goethe in Heines Werken“ von W. Robert-tornow. 1883. S. 11), der dem „Dormi, che vuoi di più?“ eines von Reichardt komponierten italienischen Volksliedes nachgebildet ist, welches Viehoff („Goethes Gedichte“ I, 110; 3. Aufl. 1876) mitteilt.

Aus dem zehnten Gedichte des ersten Cyklus von Heines „Nordsee“ (1826), „Seegespenst“, wird der Schlussvers citiert:

Doktor, sind Sie des Teufels!

desgleichen aus dem siebenten des zweiten Cyklus, „Fragen“:

Und ein Narr wartet auf Antwort. —

In den „Englischen Fragmenten“ (1828, Kap. 12, Vorrede von 1830) nennt sich Heine „so recht

europamüde“.

Ernst Willkomm schrieb dann (1838) einen Roman „Die Europamüden“, und Immermann citierte das Wort im „Münchhausen“ (Düsseld. 1839, I, 18). Im Vorwort zu A. Weills „Sittengemälden aus dem elsässischen Volksleben“, 1847 (Ges. W. XIV, 151), und im „Romancero“, 1846—51 (Ges. W. XVIII, 79 u. 122), wendet Heine selbst das Wort wiederum an. —

Aus dem seiner „Tragödie“ (zuerst gedruckt im „Taschenbuch für Damen“ Stuttg. 1829, S. 65) einverlebten rheinischen Volksliede (das aber wahrscheinlich kein Volkslied, sondern ein Gedicht F. von Zuccalmaglios ist; vgl. Erk u. Böhme, „Liederhort“, 1, 587 ff.) citieren wir:

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht

und: *Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben. —*

Aus Heines „Neuem Frühling“ (1831), No. 6, stammt:

**Wenn du eine Rose schaut,
Sag', ich lass' sie grüssen. —**

Aus Kap. 24 von Heines „Atta Troll“ (Kap. 1—24 ersch. 1843 in der „Zeitung für die elegante Welt“) ist:

Kein Talent, doch ein Charakter,

und aus Kap. 27 des „Atta Troll“ (ersch. Hamb. 1847), wo Heine von den jungen Freiheitsdichtern im Gegensatz zu den alten Romantikern singt:

„Das sind ja des Völkerfrühlings
 Kolossale Maienkäfer,
 Von Berserkerwut ergriffen!“

citieren wir den

Völkerfrühling.

Fürst Bismarck schloss seine Reichstagsrede am 2. März 1885 mit dem Satz: „Es liegt eine eigentümliche prophetische Voraussicht in unserem alten nationalen Mythos, dass sich, so oft es den Deutschen gut geht, wenn ein deutscher Völkerfrühling wieder, wie der verstorbene Kollege Völk sich ausdrückte, anbricht, dass dann auch stets der Loki nicht fehlt, der seinen Hödur findet, einen blöden, dämlichen Menschen, den er mit Geschick veranlasst, den deutschen Völkerfrühling zu erschlagen, respektive niederzustimmen“. Joseph Völk's Rolle im öffentlichen Leben begann aber erst nach dem Erscheinen des „Atta Troll“, so dass er wohl schwerlich vor Heine vom „Völkerfrühling“ gesprochen haben wird. Heine singt schon in seinem „Poseidon“ (1825—26 „Die Nordsee“ I, 5) von Hellas' leuchtendem „Menschenfrühling“, und Friedrich Delbrück schrieb ein Buch „Über die Verehrung gegen Eltern und der Frühling der Natur verglichen mit dem Frühling des Menschengeschlechts“. Magdeburg 1799. —

Aus Heines „Neuen Gedichten“ (1844, „Jolanthe und Marie“) citiert man:

Blöde Jugendeselei. —

Schliesslich aus dem „Romancero“ (1846—51; „Zwei Ritter“) als Muster verkommenen Polentums:

Krapülinski und Waschlapski. —

August Heinrich **Hoffmann von Fallersleben** (1798—1874) dichtete 1822 das Lied:

Du siehst mich an und kennst mich nicht.

Es erschien zuerst in seinen „Gedichten“, Breslau 1827, S. 114. Sein auf Helgoland entstandenes Lied:

Deutschland, Deutschland über alles

erschien zuerst als Einzeldruck am 1. September 1841 zu Hamburg, und zwar mit Haydn's Melodie zu „Gott erhalte Franz den Kaiser“. —

Luise **Hensels** (1798—1876) Abendgebet

Müde bin ich, geh' zur Ruh

(ged. 1817) ist (nach Wustmann, „Als der Grossvater die Grossmutter nahm“, Lpz. 1886, S. 381) zuerst in Diepenbrooks „Blumenstrauss“, Sulzbach 1829, gedruckt. —

Aus dem zuerst 1826 auf der Königstädtischen Bühne in Berlin gegebenen Singspiele von Karl von **Holtei** (1798—1880): „Der alte Feldherr“ stammt:

Denkst du daran, mein tapferer Lagenka!

(eine Nachbildung des 1815 gedichteten Liedes von Émile Debraux:

Te souviens-tu, disait un capitaine
Au vétéran qui mendiait son pain?

„Chants et chansons populaires de la France par H. L. Delloye“, Paris 1843, 2. Série, No. 1)

und: **Ford're niemand mein Schicksal zu hören! —**

Der Anfang des 1827 geschriebenen Mantelliedes aus Holteis „Lenore“ (zum ersten Male aufgeführt zu Berlin, 12. Juni 1828) lautet:

**Schier dreissig Jahre bist du alt,
Hast manchen Sturm erlebt.**

Das Lied fand die weiteste Verbreitung, weil es nach der schönen alten Volksweise gesungen wird: „Es waren drei Räuber gefangen“. —

August **Kopisch** (1799—1853) lässt in seinem Liede „Historie von Noah“ (1824) Noah klagen:

*Ach lieber Herr,
Das Wasser schmeckt mir gar nit sehr,
Dieweil darin ersäufet sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind. —*

Aus Wilhelm **Hauffs** (1802—27) Liede „Reiters Morgengesang“ (gedichtet 1824 nach dem schwäbischen Volksliede) citieren wir:

*Gestern noch auf stolzen Rossen,
(Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab!)*

und:

Ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt! —

Aus Nikolaus **Lenaus** (1802—50) Liede „Der Postillon“
hört man oft den Anfangsvers citieren:

Lieblieh war die Maiennacht. —

Aus des Wieners Friedrich Kaiser Posse „Ver-
rechnet“, deren Kouplets von Johann Nepomuk **Nestroy**
(1802—62) sind, ist:

Es muss ja nicht gleich sein,
— es hat ja noch Zeit,

auch in der Form bekannt:

Muss es denn gleich sein! —

Ludolf **Wienberg** (1802—72) versah sein Buch
„Aesthetische Feldzüge“, 1834, (nach Strodtmann,
„Heines Leben“ I, S. 432, auf den Vorschlag seines
Verlegers Julius Wilh. Campe) mit einer Widmung an
das junge Deutschland,

und im folgenden Jahre richtete Wolfgang Menzel
(„Litteraturblatt“, 11. und 13. Sept.) seinen ersten An-
griff auf die junge Litteratur, der er zum Zeichen der
Verachtung ihres kosmopolitischen Strebens den Namen
„la jeune Allemagne“ gab. —

Des Lebens Unverstand mit Wehmut zu geniessen
Ist Tugend und Begriff;

stammt aus dem Anfange dieses Jahrhunderts und hat
nicht, wie die „Braunschweiger Anzeigen“ (Okt. 1876.
St. 232, S. 2809) behaupten, den weiland braun-
schweigischen Hof-Buchbinder Joh. Engelh. Voigts zum
Verfasser, sondern den General und Oberhofmarschall
des Kurfürsten von Hessen, Hans Adolf von **Thümmel**
(† 1851), der in dem Glauben, ein Dichter zu sein,

viele ähnliche Verse beging. Die obigen begeisterten einen Kandidaten der Theologie, A. L., dazu, ins Fremdenbuch der Rudelsburg folgende Worte (mit Zeichnung) einzutragen:

Und wer des Lebens Unverstand
Mit Wehmut will genießen,
Der lehne sich an eine Wand
Und strample mit den Füßen. —

Derselbe v. Thümmel soll auch der Verfasser sein von:

Im Schatten kühler Denkungsart.

Möglicherweise aber sind diese Worte Eigentum des oben genannten Voigts, wie in dem angeführten Artikel der „Braunschweiger Anzeigen“, allerdings ohne Beleg, versichert wird. —

Aus Albert **Lortzings** (1803—51) zuerst am 22. Dez. 1837 in Leipzig aufgeführter Oper „Czar und Zimmermann“ citieren wir:

O, ich bin klug und weise,
Und mich betrügt man nicht;

und:

Es ist schon lange her —
Das freut uns um so mehr;

endlich:

O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!

Der Text zu dieser komischen Oper ist nach Hoffmann von Fallersleben („Unsere volkstümlichen Lieder“, No. 817, Nachtrag) von Salomon Reger (1804—57); nach dem Textbuche Hermann Mendels (Herausg. d. musikal. Convers.-Lex.) aber hat Lortzing diesen wie alle seine Texte selbst gedichtet, und nur das Czarenlied stammt von Salomon **Reger** her, doch hat Lortzing den oben citierten Kehrreim selbst vorgeschrieben. — Aus Lortzings Oper „Der Waffenschmied“ (zuerst auf-

geführt am 30. Mai 1846 im Theater an der Wien) wird citiert:

Auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar;

und:

Das war eine köstliche Zeit. —

Gegen Demokraten
Helfen nur Soldaten

ist der Schluss von Wilhelm von **Merckels** (1803—61) Gedicht „Die fünfte Zunft“, das als fliegendes Blatt im Aug. oder Sept. 1848 erschien und in seinen „Zwanzig patriotischen Liedern“ (Berlin 1850) wieder abgedruckt wurde.

Sehr bekannt wurde das Wort als der Titel einer 1848 zu Berlin erschienenen Broschüre, die ein Oberst v. Griesheim verfasst haben soll (s. Graf Roons Denkwürdigkeiten 1, 270).

Wenn Karl Braun-Wiesbaden in „Nur ein Schneider“ den Schneider sagen lässt, der Prinz von Oranien-Nassau habe seit 1787 den Grundsatz im Munde geführt: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten“, so ist das wohl nur eine Erfindung. —

Setze dir neben mir,
Dir stehn zu sehn, das jammert mir,

und:

Was is mich das, mein Kind, mit dich?
Du isst mich nich, du trinkst mich nich,

und:

Du bist mich doch nich krank?

sind einem Gedichte des Hofschauspielers **Rüthling** († 1849) entnommen, lauten jedoch im Originale („Museum komischer Vorträge“, No. 1, 11. Aufl., Berlin) etwas anders. —

Aus den Gedichten von Karl Friedrich Heinrich **Strass** (1803—64) citieren wir den Anfang eines von ihm 1842 gedichteten, von Chemnitz umgearbeiteten und von C. G. Bellmann komponierten Liedes:

Schleswig-Holstein meerumschlungen. —

Aus W. **Friedrichs** (Wilh. Friedr. Riese 1804—79) Text zu der von Friedr. von Flotow komponierten

Büchmann, Geflügelte Worte. 20. Aufl. 18

Oper „Stradella“ (zuerst aufgeführt in Hamburg 1844) werden die Worte des Banditenduetts citiert:

Grosser Sänger, Mädchenfänger:

und aus dem ebenfalls von W. Friedrich verfassten Text zu Flotows Oper „Martha“ (zuerst Wien 1847):

Martha, Martha, du entschwandest!
(Und mein Glück nahmst du mit dir.) —

Ludwig **Feuerbach** (1804—72) schrieb in seiner Anzeige von Moleschotts „Lehre der Nahrungsmittel für das Volk“ i. J. 1850 das geflügelt gewordene Wort:

Der Mensch ist, was er isst,

wobei ihm Anthelme Brillat-Savarin (1756—1826) vorgeschwebt haben mag, der im Anfang seiner „Physiologie du goût“ (1825) sagt:

Dis-moi ce que tu manges, je te dirai ce que tu es,
Sage mir, was du isst, und ich sage dir, was du bist.

Da nun Feuerbachs Satz von den Gegnern des Materialismus noch platter aufgefasst wurde, als er gemeint war, so gab Feuerbach zur Erläuterung die Schrift heraus „Das Geheimnis des Opfers oder der Mensch ist, was er isst“ (Ges. Werke. Lpz. 1864—66. X). Darin heisst es (S. 6): „Gott ist, was er isst; er isst Ambrosia, d. h. also Unsterblichkeit oder unsterbliche Speise, also ist er ein Unsterblicher, ein Gott; der Mensch dagegen isst Brot, isst Früchte der Erde, also Irdisches, Nicht-Ambrosisches, Sterbliches, also ist er ein Mensch, ein Sterblicher“. Und weiterhin (S. 26) fragt er: „Sind die Juden nicht auch deswegen von den Heiden so verspottet und gehasst worden, weil sie die Speisen verschmähten, welche diese liebten? ... Liegt aber diesem Hasse nicht der Gedanke zu Grunde: Wer nicht isst, was wir essen, der ist auch nicht, was wir sind?“

Aber lange vor Feuerbach hat Theophrastus Paracelsus (1493—1541) denselben Gedanken ausgesprochen, freilich in ganz anderem als materialistischem Sinne. In seinem zweiten „Opus Paramirum“ („Schriften“, hrsg. von Joh. Huser, Basel 1589 ff.) sagt er Th. 1, S. 117:

„So ist hierauf zu wissen, dass ein jedlich Ding seins Gleichen annimmt. Denn wo der Mensch nicht dermassen gemacht wär, aus dem ganzen Kreis, aus allen Stücken, so möcht er nicht sein die klein Welt, so möcht er auch nicht fähig sein, anzunehmen was in der grossen Welt wär. Dieweil er aber aus ihr ist, alles das, das er aus ihr isset, dasselbig ist

er selbst . . . Auf das folget, aus dem er gemacht ist, aus dem muss er leben . . . Denn die gross Welt hat alle menschlichen Proportionen, Divisiones, Partes, Membra etc. wie der Mensch: darum so isset der Mensch dieselbigen in der Speis, oder Arznei . . . Also nimmt der Leib des Menschen den Leib der Welt an, wie ein Sohn das Blut vom Vater: denn es ist ein Blut und ein Leib, geschieden mit der Seel allein, in der Scientia aber ohngeschieden.“ Vgl. Rud. Eucken, „Beitr. z. G.sch. d. neueren Philos.“ Heidelb. 1886, S. 46. —

Aus Louis **Schneiders** (1805—78) Schwank „Der reisende Student“ stammt:

Ungeheure Heiterkeit
(Ist meines Lebens Regel),

welches er der Melodie des Beauplanschen Liedes „C'est le galop qui fait le bonheur de ma vie“ als Text unterlegte. —
L. Schneiders Lustspiel „Der Kurmärker und die Picarde“ giebt uns als Einlage das Lied:

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie grün sind deine Blätter!

Dies entsprang (nach dem „Deutschen Liederhort“ von Erk und Böhme, 1893, No. 175a, b, c, d und 176) aus dem zwischen 1550 und 1580 auf einem fliegenden Blatt gedruckten Liede (s. Strophe 9, die sich wiederholt in No. 121 des 1582 erschienenen Ambraser Liederbuches) „Es hing ein Stallknecht seinen Zaum u. s. w.“:

„O Tanne, du bist ein edler Zweig,
Du grünest Winter und die liebe Sommerzeit,
Wenn alle Bäume dürre sein,
So grünest du, edles Tannenbäumelein.“ —

Der Anfang des von Ida Gräfin **Hahn-Hahn** (1805—80) 1835 verfassten Liedes:

Ach wenn du wärst mein eigen!

wird allgemein citiert, jedoch soll nach Erk und Böhme ein Volkslied aus dem 16. Jahrh. den gleichen Anfang haben. —

Das vor 1826 entstandene, von Mendelssohn komponierte Gedicht „Nach altdeutscher Weise“ von Eduard Frhn. von **Feuchtersleben** (1806—49) beginnt:

Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Dass man, was man am liebsten hat,
Muss meiden,

und schliesst:

Wenn Menschen auseinandergehn,
So sagen sie: auf Wiedersehn!
Ja Wiedersehn!

Die Anfangszeilen jedoch citieren wir in der Form, die der Komponist ihnen gab:

Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Dass man vom Liebsten, was man hat,
Muss scheiden. —

Friedrich **Halm** (Pseudonym für Eligius Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen; 1806—71) bietet in dem Drama „Der Sohn der Wildnis“ (1842):

Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag! —

Den

Staatschämorrhoidarius

erfand Graf Franz **Pocci** (1807—76) für die Münchener „Fliegenden Blätter“. Der „Staatschämorrhoidarius“ Poccis gelangte in dieser Zeitschrift zum Abdruck in elf Nummern aus den Jahren 1844—47. —

Johann Hermann **Detmold** (1807—51), der nachmalige Minister und Bundestagsgesandte, schrieb als konservativer Abgeordneter der deutschen Nationalversammlung 1849 die vielbelachte illustrierte Satire „Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer, Abgeordneten zur konstituierenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Mayn“. Heft 2, S. 8 übt Piepmeyer eine Rede ein und spricht tiefnachdenklich: „Eine verräterische Camarilla, eine brutale Soldateska!“ Daher das Schlagwort:

Vertierte Soldateska. —

An der Saale hellem Strande

ist der Anfang von Franz **Kuglers** (1808—58) 1826 gedichtetem Liede „Rudelsburg“ (zuerst in seinem „Skizzenbuch“, Berlin 1830, S. 12). —

David Friedrich **Strauss** (1808—74) gab 1847 in Mannheim die Schrift heraus „Der Romantiker auf dem Thron der Caesaren oder Julian der Abtrünnige“, in der er die Auffrischung des Heidentums durch Julianus Apostata mit der protestantischen Orthodoxie durch Friedrich Wilhelm IV. verglich. Diesen König nannte man seitdem oft den

Romantiker auf dem Throne. —

O alte Burschenherrlichkeit

ist der Anfang des zuerst im Berliner „Freimüthigen“ vom 9. Aug. 1825 anonym gedruckten Liedes „Rückblicke eines alten Burschen“. Als Dichter wird, nach seiner eigenen Aussage, der als Sanitätsrat in Eschwege verstorbene Dr. Eugen **Höfling** (1808—80) angesehen. Seine von W. Erman bezweifelte Autorschaft wurde besonders von W. Brill verteidigt. (Vgl. „Burschenschaftl. Blätter“ Jahrg. V, W.-S. 1890/91, S. 175 ff., 241 ff.; S.-S. 1891, S. 14 ff., 44. „Akadem. Monatsh.“ 1891, No. 84.)

Der Kehrreim

O Jerum, Jerum, Jerum,
O quae mutatio rerum!

(dessen letzte Zeile noch nicht im Originaldrucke enthalten ist) gehört dem handschriftlich bereits 1763 vorkommenden Liede „Was fang ich armer Teufel an?“ —

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein

ist der Anfang eines 1840 von Nicolaus **Becker** (1809—45) gedichteten Liedes, das zuerst im Rheinischen Jahrbuch, 1841, S. 365 stand. —

Struwelpeter

ist der Titel einer 1845 in Frankfurt a. M. erschienenen Kinderschrift von Heinrich **Hoffmann-Donner** (1809—94).

In der Form „Strubbelpeter“ kommt das Wort früher vor. Als Goethe 1765—68 in Leipzig studierte, nannte ihn die Frau des Kupferstechers Stock „den Frankfurter Strubbelpeter“ und zwang ihn, sich das Haar auskämmen zu lassen (s. „Kunst und Leben“ aus Försters Nachlass hrsg. v. H. Kletke. 1873. S. 102 ff.).

Aus dem „Struwelpeter“ ist ferner gefügelt der Anfang der „Geschichte von den schwarzen Buben“:

*(Es ging spazieren vor dem Thor
Ein Kohlpechrabenschwarzer Mohr.)
Die Sonne schien ihm aufs Gehirn,
Da nahm er seinen Sonnenschirm;*

der die Suppe verschmähende

Suppenkaspar;

und endlich der nicht still sitzende

Zappelphilipp

mit den schönen Versen:

*Und die Mutter blickte stumm
Auf dem ganzen Tisch herum. —
O lieb', so lang du lieben kannst,*

ist der Anfang von Ferdinand **Freiligraths** (1810—76) Gedichte „Der Liebe Dauer“ (1830 verfasst, zuerst im „Morgenblatt“ 1841, No. 271).

Auch der Anfang von Freiligraths Gedichte „Die Auswanderer“ (1832):

*Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
Ich muss euch anschauen immerdar;*

und sein Gedichttitel

Der Blumen Rache

wurde zum gefügeltten Wort. —

Rrr! ein ander Bild!

sind die Worte des Guckkästners in des pseudonymen Brennglas (Adolf **Glassbrenner**; 1810—76) „Berlin,

wie es ist und — trinkt“ (Lpz. 1832—50). Aus denselben Heften ist:

Auch eine schöne Gegend!
(*eigentlich: Ooch 'ne scheene Jejend.*)

Heinrich Heine schaffte dem Worte weitere Verbreitung; denn er sagt im „Tannhäuser“ (1836):

Zu Hamburg sah ich Altona,
Ist auch eine schöne Gegend,

im „Ex-Nachtwächter“:

Das ist eine schöne Gegend
Ebenfalls.

und in „Himmelfahrt“ (Letzte Gedichte, 1853—55):

Sie (die Spree) fließt gemütlich über, wenn's regnet,
Berlin ist auch eine schöne Gegend.

Vielleicht kam Glassbrenner auf diese Wendung durch Tiecks „Gestiefelten Kater“ (1757), worin (3, 5) der König sagt:

„Auch eine hübsche Gegend. Wir haben doch schon eine Menge schöner Gegenden gesehen.“ —

In der No. 395 der Münchener „Fliegenden Blätter“ (1852) befindet sich ein „Die Wassersnoth in Leipzig“ betiteltes Gedicht, das anfängt:

In der grossen Seestadt Leipzig,

und in dem sich die bekannten Zeilen finden:

Auf dem Dache sitzt ein Greis,
Der sich nicht zu helfen weiss.

Nach einer Mitteilung der Redaktion der „Fliegenden Blätter“ ist der Dichter, der sich „G. H.“ unterzeichnet, ein damals in Kiel lebender stud. jur. G. J. F. **Hansen**. Doch steht das Gedicht bereits in Göpels „Deutschem Lieder- und Commers-Buch“ Stuttgart (1847), S. 673.

Als Kuriosum sei erwähnt, dass die Melodie, zu der dieses Lied gesungen wird, ursprünglich (1816) von dem Berliner Hofkomponisten Carl Blum als „Vierstimmiger Walzer für Männerstimmen“ zu Goethes Gedicht „Kleine Blumen, kleine Blätter“ komponiert wurde. Vgl. Max Friedländer, „Gedichte von Goethe in Compositionen seiner Zeitgenossen“, Weimar 1896. (Schriften der Goethe-Gesellsch. Bd. 11.) S. 131 f. —

Die in Gustav **Raeders** (1810—68) Posse „Robert und Bertram oder die lustigen Vagabonden“ (1859) häufig vorkommende und vielfach umgestaltete Redensart Bertrams:

Weiter (oder: Sonst) hat es keinen Zweck

ist ein sehr gebräuchliches Wort geworden, ebenso wie das in seiner Zauberposse „Der artesische Brunnen“ (ersch. 1860) oft im Munde Balthasars vorkommende:

Meine Mittel erlauben mir das! —

Fritz **Reuters** (1810—74) „Läuschen un Rimels“ (1853) bieten das Motto:

Wer't mag, de mag't;
Un wer't nich mag,
De mag't jo woll nich mägen;

und die Neue Folge (1858):

Wenn einer daun deit, wat hei deit,
Denn kann hei nich mihr daun, as hei deit. —

Aus Reuters „Ut mine Stromtid“ (1862—64) werden citiert die Lieblingsworte Bräsigs:

Dass du die Nas' ins Gesicht behältst!

Jochen Nüsslers:

'T is all so, as dat Ledder is. Wat sall einer dorbi dauhn?

und der Frau Pastorin:

Ich bin die Nächste dazu.

(vgl. oben S. 48.)

Ferner Bräsigs Äusserung zu Hawermann (Kap. 3):

In der Fixigkeit war ich dir über, aber in der Richtigkeit warst du mir über,

die abgekürzt wird in:

Darin bin ich dir über,

und aus seiner Rede im Reformverein (Kap. 38):

Die grosse Armut in der Stadt kommt von der grossen Powerteh her!
Auch dürfte Bräsigs Wort, als er (Kap. 18) am Zweig des Kirschbaums baumelt:

* Hier hängt er

die Quelle dieser jetzt gebräuchlichen Redensart sein. —

Alles schon dagewesen

pflegt Rabbi Ben Akiba in Karl **Gutzkows** (1811—78) „Uriel Acosta“ (1847) in den verschiedensten Formen zu wiederholen (s.: Prediger Salomo 1, 9). —

Die zärtlichen Verwandten

ist der Titel eines 1866 erschienenen Lustspieles von Roderich **Benedix** (1811—73). —

Aus Heinrich von **Mühlers** (1813—74) Liede „Bedenklichkeiten“ („Grad' aus dem Wirtshaus nun komm' ich heraus“; „Gedichte“, Berlin 1842, S. 163) citieren wir:

Schäume dich, schäume dich, alter Gesell! —

Wir sprechen, um die Richtung Richard **Wagners** (1813—83) und seiner Anhänger zu bezeichnen, auf Grund seiner Schrift: „Das Kunstwerk der Zukunft“ (Leipz. 1850) von

Zukunftsmusik.

In der „Niederrhein. Musikzeitung“ 1859, No. 41 schrieb Ludwig **Bischoff**: „All' die Ungehohrenheit, der Schwindel, all' die Eitelkeit, all' die Selbstbespiegelung, all' die Trägheit, der Zukunft zuzuschieben, was man selbst leisten müsste, all' die Hohlheit und Salbaderei der ästhetischen Schwätzer — wie schön fasst sich das alles in dem einen Wort ‚Zukunftsmusik‘ zusammen“. Wagner antwortete darauf („Das Judentum in der Musik“ S. 36): „Prof. Bischoff in der Kölnischen Zeitung verdrehte meine Idee eines ‚Kunstwerkes der Zukunft‘ in die lächerliche Tendenz einer Zukunftsmusik“. Jedoch adoptierte Wagner später das Spottwort; denn er gab 1861 eine Schrift „Zukunftsmusik. Brief an einen französischen Freund“ heraus. Übrigens ist die Idee nicht ganz Wagners Eigentum. Schon in Rob. Schumanns „Gesammelten Schriften“ (Bd. I, S. 46) findet man die Bemerkung aus dem Jahre 1833: „Eine Zeitschrift für zukünftige Musik fehlt noch!“, und Karl Gaillard („Berliner musikal. Zeitung“ 1847 No. 24) sagt: „Schafft sich Herr Berlioz ein eigenes Orchester an, so mag er dirigieren, soviel es ihm beliebt, und seinen musikalischen Hokuspokus, genannt ‚die neue Musik‘ oder ‚die Musik der Zukunft‘, treiben“. (Vgl. die gründliche Erörterung Wilh. Tapperts in dessen „Wagner-Lexikon“, Lpz. 1877, S. 45.) —

Wagners Oper „Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg“ (zuerst aufgeführt am 19. Okt. 1845 in Dresden) bietet die Worte:

Sag' an, wo weiltest du so lang?
Blick' ich umher in diesem edlen Kreise;
O du mein holder Abendstern. —

Aus Wagners 1847 geschriebener, am 28. Aug. 1850 in Weimar zuerst aufgeführter Oper „Lohengrin“ wird citiert:

Nun sei bedankt, mein lieber Schwan!

und:

Nie sollst du mich befragen! —

Aus Wagners „Walküre“ (die Dichtung zu dem Bühnenfestspiel „Der Ring des Nibelungen“ erschien 1863, die erste Gesamtauführung erlebte der „Ring“ im August 1876 zu Bayreuth) stammt:

Winterstürme wichen
dem Wonnemond. —

Aus Wagners Bühnenweihfestspiel „Parsifal“ (zuerst aufgeführt in Bayreuth am 26. Juli 1882) stammt:

der reine Thor. —

Gottfried **Kinkels** (1815—82) rheinische Geschichte „Otto der Schütz“ (zuerst in den „Gedichten“, Stuttg. 1843, S. 169 ff.) bietet den Schlussvers:

Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann. —

Emanuel **Geibels** (1815—84) Lied „Der Zigeunerbube im Norden“ beginnt:

Fern im Süd' das schöne Spanien. —

Aus Geibels Lied „Wo still ein Herz von Liebe glüht“ wird citiert:

O rühret, rühret nicht daran!

und aus seinem Gedichte „Hoffnung“ („Zeitstimmen“, Lübeck 1841, S. 15):

Es muss doch Frühling werden. —

Geibels 1835 in Bonn begonnenes, 1841 in Lübeck vollendetes, von Justus W. Lyra komponiertes Lied „Wanderschaft“ (Kletkes „Berliner Taschenbuch“ f. 1843, S. 160) bietet:

Der Mai ist gekommen;

und: Mein Herz ist wie 'ne Lerche;

und sein „Lob der edlen Musika“ (Finks „Musikal. Hausschatz der Deutschen“, Lpz. 1842):

Gelobet seist du jederzeit, Frau Musika!

und: Eine Musikantenkehle, die ist als wie ein Loch. —

Aus Carl **Elmars** (d. i. C. Swiedack; 1815—88) Lebensbild „Unter der Erde“ mit Gesang von Suppé (Wien 1856) stammt:

Der Mensch soll nicht stolz sein. —

Sie hat ihr Herz entdeckt

ist der Titel eines Lustspiels (1865) von Wolfgang **Müller von Königswinter** (1816—73). —

Johannes **Scherr** (1817—86) gab dem 1. Kapitel des 8. Buches seines Werkes „Blücher und seine Zeit“ (1862—63) die auf Napoleon I. bezügliche Überschrift:

Kaiserwahnsinn;

danach spricht dann (1864) in der „Verlorenen Handschrift“ Gustav **Freytags** (1816—95) Professor Werner von der Meisterschaft, mit der Tacitus die eigentümlichen Symptome und den Verlauf des

Caesarenwahnsinns

schildert. —

Georg **Herweghs** (1817—75) Gedicht „Aus den Bergen“ bietet:

Raum, ihr Herrn, dem Flügelschlag
Einer freien Seele;

und sein Gedicht „Strophen aus der Fremde“ schliesst:

Das arme Menschenherz muss stückweis brechen.

Es stand zuerst in Rückerts „Musenalmanach“ (Lpz. 1840, S. 246 ff.) und darauf in den „Gedichten eines Lebendigen“ (Zürich u. Winterthur 1841). —

Der Titel eines Walzers von Johannes Strauss:

An der schönen blauen Donau

ist der Kehrreim der ersten beiden Strophen des Gedichtes „An der Donau“ aus den „Stillen Liedern“ (Lpz. 1839) von Karl **Beck** (1817—79). —

Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren?

beginnt ein Studentenlied von Alexander **Wollheim** (1817—?). —

Rudolf von **Jhering** (1818—92) schrieb (Wien 1872):

Der Kampf ums Recht. —

Es giebt eine alte Anekdote *) von einem Reisenden, der im Auslande Bienen von der Grösse eines Schafes gesehen zu haben vorgiebt, während die Bienenkörbe nicht grösser gewesen seien, als die in der Heimat, und der dann auf die Frage „Wie die Bienen denn hineinkämen?“ antwortet: „Dafür lass' ich sie selbst sorgen.“ Diese Anekdote hat Wilhelm **Camphausen** (geb. 1818) in den „Düsseldorfer Monatsheften“ illustriert und einem für sein Vaterland begeisterten Russen die volkstümlich gewordene Antwort

Der Bien muss

in den Mund gelegt. — Von demselben Künstler ist die

*) S. den Lügenmärchen-Anhang zur 1. Ausgabe des „Lalenbuches“ (Schiltbürger) von 1597, S. 43; ferner: Melanders „Jocor. atq. serior. centur. aliq.“ (Erkf. 1603) No. 115, Olorin. Variscus „Ethogr. mundi“, (Magdb. 1609) T. 1 No. 2, Nicod. Frischlini, Bebelii et Poggii „Facetiae, item additamenta Phil. Hermotimi“ (Amst. 1660) p. 304, „Kurtzweiliger Zeitvertreiber“ von 1666, S. 117 unter „Aufschneidereien“, und Abraham a Sancta Clara in „Huy und Pfuy! der Welt“ (1680) unter „Ross“.

Illustration zu dem berühmten Worte eines Unteroffiziers an einen Soldaten:

Was nutzt mich der Mäntel, wenn er nicht gerollt ist?

die in No. 23 der „Münchener Bilderbogen“, 5. Aufl., steht und schon 1847 in den „Fliegenden Blättern“, Bd. V, No. 98 unter dem Titel: „Der einjährige Freiwillige auf dem Marsch“ zu finden war. —

Aus der

Wacht am Rhein,

gedichtet 1840 von Max **Schneckenburger** (1819—49), stammt:

Es braust ein Ruf wie Donnerhall;

und:

Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Das 1854 von Carl Wilhelm komponierte Lied wurde erst im Jahre 1870 volkstümlich. Anton Langer in Wien verfasste im Aug. 1872 eine Entgegnung darauf unter dem Titel „Donauwacht“. Als Antwort auf dieses antideutsche Pasquill schrieb Franz Friedrich **Masaidek** (geb. 1840), ein Mitarbeiter des Wiener Figaro, ein Gegenpasquill:

Die Wacht am Alserbach,

das am 23. Aug. 1872 in der „Deutschen Zeitung“ und im „Figaro“ erschien und Tags darauf vom „Vaterland“, der „Tagespresse“, der „Wehrzeitung“, dem „Volksfreund“ und dem „Extrablatt“ abgedruckt wurde. Der Titel hat sich in Österreich erhalten und dient heute zur Bezeichnung der exaltierten Schwarzgelben. —

Irrungen Wirrungen

ist der Titel eines in Berlin 1888 erschienenen Romans von Theodor **Fontane** (1819—98). —

Aus der Posse „Berlin, wie es weint und lacht“ von David **Kalisch** (1820—75) stammt:

Alles muss verungeniert werden

(Alles muss ruiniert werden)

und:

Was ich mir dafür kaufe!

(eigentlich: Wat ick mir dafor kofe!)

(im Sinne von: Was ich mir daraus mache!). —

Das Wort

's Geschäft bringt's mal so mit sich

stammt aus Kalischs Posse „Berlin bei Nacht“;

Darin bin ich komisch

und:

So'n bischen Französisch,

Das ist doch ganz wunderschön

aus seiner Posse

Der gebildete Hausknecht. —

So lasst ihm doch das kindliche Vergnügen

ist aus der Posse „Namenlos“ von Pohl und Kalisch.

Kalisch ist auch der Schöpfer der typisch gewordenen

Gestalt des „Kladderadatsch“ (begründet 1848): des ewigen Quartaners

Karlchen Miessnick. —

Aus der zuerst 1849 in Berlin aufgeführten Oper Otto Nicolais „Die lustigen Weiber von Windsor“, deren Text von Salomon Hermann Mosenthal (1821—77) verfasst ist, wird citiert:

Wie freu' ich mich, wie freu' ich mich,

Wie treibt mich das Verlangen. —

Von Mosenthal rührt auch der Text her zu Ignaz Brülls Oper „Das goldene Kreuz“ (zuerst aufgeführt in Berlin 1875). Daraus stammt:

Je nun, man trägt was man nicht ändern kann. —

Johann Lodewijk Karel Frederik Seyffardt (1824—59) ist der Dichter des durch Franz Abts Komposition berühmt gewordenen Liedes („Gedichte“, Elberfeld 1851, S. 30):

Gute Nacht, du mein herziges Kind! —

Wie denken Sie über Russland?

ist der Titel eines in Berlin 1861 erschienenen Lustspiels von Gustav von **Moser** (geb. 1825). —

Aus Mosers 1881 mit Franz von Schönthan verfasstem Lustspiel

Krieg im Frieden

citieren wir Leutnant von Reif-Reiflingens Wort:

Unter Kameraden ist das ja ganz egal. —

Joseph Viktor von **Scheffels** (1826—86) „Trompeter von Säckingen. Ein Sang vom Oberrhein“ (Stuttgart 1854) bietet an geflügelten Worten

im 2. Stück:

Alt Heidelberg, du feine!

und des Katers Hiddigeigei ungelöste Frage:

Warum küssen sich die Menschen?

im 14., aus Werners Abschiedslied:

Das ist im Leben hässlich eingerichtet;

Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter;

und den Kehrreim:

Behüt dich Gott! es wär' zu schön gewesen,

Behüt dich Gott, es hat nicht sollen seyn!

der häufig umgestaltet wird in:

Es wär' so schön gewesen,

Es hat nicht sollen sein!

Endlich, im 16. Stück:

Liebe und Trompetenblasen

Nützen zu viel guten Dingen. —

Scheffels in seinem „Gaudeamus. Lieder aus dem Engeren und Weiteren“ (Stuttgart 1867) gesammelte Lieder haben bei der Beliebtheit, deren sie sich nicht nur in studentischen Kreisen erfreuen, natürlich manches geflügelte Wort geschaffen. Wir citieren aus dem „Ichthyosaurus“:

Sie kamen zu tief in die Kreide,

Da war es natürlich vorbei;

aus dem „Wanderlied“:

Ich wollt', mir wüchsen Flügel!

und aus dem Liede auf „Perkêo“, den „an Durste riesengrossen“ Zwerg „im Heidelberger Schloss“ das vielbeliebte Wort

feuchtfrohlich. —

Adolf **Krummachers** (1827—84) Lied:

Und wenn sich der Schwarm verlaufen hat

bietet den Kehrreim:

Die Ritter von der Gemütlichkeit. —

Herman **Grimm** (geb. 1828) schrieb (Berlin 1867) den Roman:

Unüberwindliche Mächte. —

In „Immanuel Kant. Ein Denkmal seiner unsterblichen Philosophie, dem deutschen Volke geweiht von Fr. M. **Freystadt**“ (1. u. 2. Aufl., Königsb. 1864; S. 16) nennt der Verfasser

Königsberg die Stadt der reinen Vernunft

und fügt in einer Anmerkung hinzu: „Schreiber dieses war der Erste, der Königsberg den gedachten Ehrentitel gab in einem Korrespondenzartikel für die Leipziger Allgemeine Zeitung während der vierziger Jahre dieses Säculums“. (Jahrgang und Nummer giebt er nicht an.) Dies Wort scheint frei nach Heine gebildet zu sein, der 1828—29 im 2. T. der „Reisebilder“ (Ges. W. II, 12) von Berlin „der gesunden Vernunftstadt“ spricht. —

Aus dem von F. **Zell** (d. i. Camillo Walzel, 1829—95) und Richard **Genée** (geb. 1824) verfassten Text zu Karl Millöckers Operette „Der Bettelstudent“ (1882) stammt die Redensart:

Schwamm drüber! —

Julius **Stettenheims** (geb. 1831) ergötzlicher Lügenberichterstatter und Verdreher geflügelter Worte

Wippen

ist zur typischen Figur geworden; viel citiert wird dessen oft wiederkehrende Wendung:

Verzeihen Sie das harte Wort!

(vgl. „Wippchens sämtliche Berichte“ von Julius Stettenheim 1878 ff.)
 „Verzeiht ein hartes Wort mir!“ sagt schon in Herders „Cid“ (I, 21)
 Doña Uraca zu ihrem sterbenden Vater. —

Wilhelm **Busch** (geb. 1832) liess seine ersten köstlichen Verse und Zeichnungen in den „Münchener Bilderbogen“ (seit 1856) erscheinen. Daraus bieten uns als vielverbreitete Worte No. 325 „Die beiden Enten und der Frosch“:

Drei Wochen war der Frosch so krank,
 Jetzt raucht er wieder, Gott sei Dank!

No. 350 „Diogenes und

die bösen Buben von Korinth.“

No. 439 „Die Entführung aus dem Serail“:

Der Sultan winkt — Zuleima schweigt
 Und zeigt sich gänzlich abgeneigt. —

Aus Buschs „Max und Moritz. Eine Bubengeschichte in sieben Streichen“ (1865) sind die Titelhelden

Max und Moritz

der Typus eines Paares ungezogener und vorwitziger Burschen geworden. Ausserdem wendet man folgende schönen Verse an:

Meines Lebens schönster Traum
 Hängt an diesem Apfelbaum;

und:

Dieses war der erste Streich,
 Doch der zweite folgt sogleich. —

Der Titel von Buschs lustiger Geschichte

Hans Huckebein, der Unglücksrabe

(1871) ist uns zur Bezeichnung eines Pechvogels geworden. Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg haben ihn in diesem Sinne zum Titel eines Lustspiels (1897) genommen. —

„Die fromme Helene“ von Busch (1872) bietet:

Es ist ein Brauch von alters her:
 Wer Sorgen hat, hat auch Likör. —

Aus Buschs „Dideldum“ (1874) stammt:

Musik wird oft nicht schön gefunden,
Weil sie stets mit Geräusch verbunden. —

Aus Buschs „Abenteuer eines Junggesellen“ (1875) stammt:

Rotwein ist für alte Knaben
Eine von den besten Gaben. —

Aus Buschs „Julchen“ (1877) wird citiert:

Vater werden ist nicht schwer,
Vater sein dagegen sehr. —

Aus Hermann **Salingrés** (1833—79) Posse „Graupenmüller“ (1865) wird citiert:

Man muss die Feste feiern, wie sie fallen. —

Der Titel eines 1876 als Manuskript gedruckten Lustspiels von Julius **Rosen** (Nikolaus Duffek 1833—92) lautet:

O diese Männer!

Schon in dem Richardsonschen Romane „Sir Charles Grandison“ (1753), Bd. 3, Brief 16 heisst es:

„O these men!“ —

Als am 9. Sept. 1865 zu Danzig ein auf Rechnung des Herrn Friedrich Heyn erbautes Fregattschiff „Marine-minister von Roon“ vom Stapel gelassen wurde, ward dabei ein vom Regierungsrat Ludwig **Wantrup** († 1891) verfasstes Gedicht gesprochen, aus dessen Anfangszeilen:

Vom Fels zum Meere weh'n des Königs Fahnen,
Und auch die blaue Salzflut grüssen ihre Farben
Schwarzweiss — so reinlich und so zweifelsohne

die letzten fünf Worte unvergänglich geworden sind. —

In Heinrich **Wilkens** (1835—86) Volksstück „Der grosse Wohlthäter“ (als Manusk. gedr. Berlin 1874) finden sich als Kehrreim eines Couplets die Worte:

Am grünen Strand der Spree. —

Siegmund **Haber** (1835—95) begründete 1873 das

Witzblatt „Ulke“ und schuf darin die Figur der „Paula Erbswurst“ mit ihren scherzhaften Wendungen:

Doch ich will nicht vorgreifen,
Ich kann es nicht anders leugnen

und:

Dies will ich ungelogen sein lassen. —

Ein sonst unbekannter, nun verstorbener Schriftsteller **Hogarten** ist der Verfasser des weitverbreiteten Verses:

Genießt im edlen Gerstensaft
Des Weines Geist, des Brotes Kraft.

Er schrieb diese Worte im Auftrage der Berliner Tivoli-
brauerei, deren Saalgebäude sie seit 1869 schmücken.
Als Kuriosum sei erwähnt, dass sich der Dichter, dem
man einen Friedrichsd'or bot, zwanzig dafür erstritt. —

Die Waffen nieder!

ist der Titel einer „Lebensgeschichte“ (Dresden 1889)
der Frau Baronin Bertha von **Suttner** (geb. 1843). —

Das Wort

Übermensch,

an sich schon alt (vgl. Goethe, „Zueignung“ [1784,
Str. 8]):

„Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst du dich schon Übermensch genug“

und „Faust“ [1790, 1. Sc., Geist]:

„Welch erbärmlich Grauen
Fasst Übermenschen dich!“),

ist im Sinne eines Gewaltigen, für den nur gut ist was
er will, und der alles, was sich ihm entgegenstellt, rück-
sichtslos niederwirft, erst durch Friedrich **Nietzsche**
(geb. 1844) geflügelt worden. In „Also sprach Zara-
thustra“ (Lpz. 1883; „Werke“ VI, S. 13) sagt er:
„Ich lehre euch den Übermenschen. Der Mensch ist etwas,
das überwunden werden soll . . . Was ist der Affe für

den Menschen? Ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham. Und ebendas soll der Mensch für den Übermenschen sein: ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham“. —

In

Jenseits von Gut und Böse

(Lpz. 1886; „Werke“ VII, S. 239) sagt Nietzsche:
„Es giebt

Herren-Moral und Sklaven-Moral“:

ebenda (S. 135): „Moral ist heute in Europa

Herdentier-Moral“,

und S. 130 spricht er von „Herden-Denkweise“ und „Herden-Maximen“. —

In der Schrift „Zur Genealogie der Moral“ (Lpz. 1887, „Werke“ VII, S. 321 f.) bezeichnet Nietzsche das Bedürfnis „aller vornehmen Rassen“, sich für den sozialen Zwang, den sie sich im Frieden ihrer Gemeinschaft auferlegen müssen, durch Grausamkeit gegen die Fremden zu entschädigen und so „als frohlockende Ungeheuer“ „in die Unschuld des Raubtier-Gewissens zurückzutreten“, als „die prachtvolle, nach Beute und Sieg lüstern schweifende

blonde Bestie“,

in Anwendung auf uns insbesondere als die „blonde germanische Bestie.“ —

1891 erschien zu Berlin Ernst von **Wildenbruchs** (geb. 1845) Schauspiel:

Der neue Herr. —

In einem Feuilletonartikel „Tote Seelen“ in der „Neuen freien Presse“ (31. März 1875; wieder abgedruckt in „Halb-Asien“, 2. Aufl. 1879. II, 81 ff.), der das Treiben

jüdischer Wucherer in Galizien geisselte, schuf Karl Emil **Franzos** (geb. 1848) das Schlagwort:

Jedes Land hat die Juden, die es verdient,

und nannte es den „Schlüssel zur neueren Geschichte der Juden“.

Antisemiten und Philosemiten zogen gegen das Wort los, es halte wieder in der europäischen Presse und blieb geflügelt. Franzos hat es offenbar dem Satze nachgebildet: „Chaque pays a le gouvernement qu'il mérite“, der auf Proudhon zurückgeführt zu werden pflegt. Ob mit Recht, bleibt noch zu erforschen. Andere meinen, Friedrich Gentz sei des Gedankens Vater. —

Halb-Asien

wird ein Teil des von der Kultur nur überfirnissten Osteuropas genannt, nachdem ihn Karl Emil Franzos zuerst im Feuilleton der „Neuen freien Presse“ (Herbst 1875, „Von Wien nach Czernowitz“) so bezeichnete. Franzos citierte sich dann selbst, als er (Jan. 1876) das Buch herausgab: „Aus Halb-Asien. Kulturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrussland und Rumänien“. —

Fritz **Mauthner** (geb. 1849) gab (Stuttgart 1878) die parodistischen Studien

Nach berühmten Mustern

heraus. —

In der No. 28 der „Züricher Post“ vom 2. Februar 1888 steht ein satirisches Lied von Karl **Henckell** (geb. 1864), das den Titel: „Lockspitzellied“ führt. Davon stammt das Wort

Lockspitzel

als Verdeutschung von „agent provocateur“. Die Bezeichnung „Spitzel“ für Spion entstammt der österreichischen Volkssprache. —